

Johannes Laski,

der Reformator der Polen.



Property of
CBSK

Please return to
**Graduate Theological
Union Library**

Halle a. S. 1890.

Verein für Reformationsgeschichte.

350
L3
H36
1890



Digitized by the Internet Archive
in 2025

PROPERTY OF
280

of the

Library

of the

Unter den Männern höheren Standes, welche zur Zeit der Reformation Rang und hervorragende Stellung, glänzende Aussichten auf Ehre und Lebensglück ihrem evangelischen Glauben und Berufe zum Opfer brachten, und welche darum auch verdienen, von der evangelischen Christenheit in treuem Andenken bewahrt zu werden, ist keiner der letzten Johannes Laszki, gewöhnlich der Reformator der Polen genannt, obschon er weit länger anderswo wirkte und nur den letzten Rest seines Lebens seinem Vaterlande widmen durfte.

I. Johannes Laszki als Ratholik in seiner Heimat.

Johannes Laszki (a Laszco), im Jahre 1499 auf der Stammburg seiner Väter in dem etwa sechs Meilen von Petrikau entfernten Städtchen Lasz geboren, stammte aus einer edlen polnischen Familie, deren Glieder in Staat und Kirche hohe Würden bekleideten und im In- und Auslande bedeutende Rollen spielten. Sein Oheim — auch ein Johannes Laszki — saß auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Gnesen und gehörte in jenen Tagen zu den berühmtesten Persönlichkeiten am polnischen Hofe. Große Verdienste um sein Vaterland hatten ihm die hohe Stellung als Primas des Reichs verschafft, und er füllte diese Stellung wie ein Kirchenfürst und hervorragender Staatsmann in glänzender Weise aus. Nachdem er 1502 oberster Sekretär des Königs geworden, wurde er schon im folgenden Jahre Reichskanzler und erlangte im Alter von erst 54 Jahren die höchste Stelle im Reich. Er waltete seines hohen Amtes mit großer Klugheit und allezeit von warmer Vaterlandsliebe beseelt. In seinen Handlungen ließ er

sich in erster Linie von seinen Anschauungen als Pole leiten. Die Kirche war ihm nicht gleichgültig; fest und treu hing er an ihr. Er war wirklich der frommen Meinung, in geweihterem Boden zu liegen, wenn er sich Erde von Jerusalem und von dem Grabhügel des heiligen Gregorius mitbrachte und sie draußen vor der Kathedral-Kirche in Gnesen an der Stelle aufschütten ließ, wo einstmal's seine Gebeine ruhen würden. Mit wirklicher Andacht nahm er die Reliquien in Empfang, die man ihm in Rom verehrte. Er ließ sie sich nicht gefallen, um mit solchem Gaukelspiel eine abergläubige Menge auszubeuten und reichen Gewinn für den eigenen Sackel zu ziehen, sondern trug sie als kostbare Andenken heim und war als der ersten einer bereit, ein Knie vor dem Heiligtum zu beugen. Mit allem Eifer trat er für die Rechte seiner Kirche ein und wollte sie vor dem Gift falscher Lehre schützen. Sein frommer, duldsamer Sinn bewahrte ihn vor dem Wahne, als ob ein solcher Schutz in dem Scheiterhaufen liege, der den Leib des Ketzers verzehrt. Als echter polnischer Kirchenfürst lebte der Erzbischof auf großem, glänzendem Fuße. Seine Stellung nötigte ihn, nicht nur in Gnesen Hof zu halten; auch in Krakau hatte er seine Residenz, in der die Höchsten des Reiches aus- und eingingen. Hierher ließ er seine drei Neffen übersiedeln, als die Jahre kamen, daß sie eine höhere Erziehung empfangen mußten, um sie für die Laufbahn tüchtig zu machen, die er in Beratung mit ihrem Vater für sie auserwählt. Die beiden anderen Brüder Hieronymus und Stanislaus waren für einen staatsmännischen Beruf bestimmt, während unser Johannes, wie es scheint, auch des Oheims Liebling, für eine kirchliche Laufbahn von früh an ausersehen war.

Das Haus des hochangesehenen Mannes bildete einen Sammelpunkt der gewähltesten Gesellschaft. Den Erzbischof suchten die Bischöfe des Landes auf, bei dem Primas begegnete man den Staatsmännern des Reiches und den Gesandten der fremden Höfe. Noch eine besondere Anziehungskraft übte seine Persönlichkeit aus. Seine große Gelehrsamkeit, sein reifes Urtheil auch auf wissenschaftlichem Gebiete, der hohe Adel seiner Gesinnung, die ganze Tüchtigkeit

seines Wesens im Verein mit der Lust an geistvollem Umgang zog in das gastfreie, offene Haus, was an bedeutenden Männern des Wissens und der Kunst Krakau damals in seinen Mauern barg. Und das war in jener Blütezeit Polens keine geringe Zahl. In dieser Lust wurden die jungen Laszki gekräftigt und für den kommenden Lebensberuf tüchtig vorbereitet. Sie waren im Laufe der Zeit in die Jahre gekommen, wo sie, der häuslichen Erziehung entwachsen, auf einer Hochschule ihre letzte Ausbildung zu gewinnen hatten. Die polnische Universität zu Krakau wäre wohl imstande gewesen, ihnen dieselbe zu gewähren. Sie zählte die Zahl ihrer Studenten nach vielen hunderten, und ausgezeichnete Professoren in verschiedenen Fächern trugen zu dem Ansehen der Universität nicht wenig bei. Aber es war Brauch des Adels, seine Söhne nach dem Auslande zur Vollenbung ihrer Studien zu senden. Paris, Bologna, Padua übten für die das Reisen in der Fremde liebenden Polen größere Anziehungskraft aus als die heimische Universität. Für unsere jungen Laszki lag die Entscheidung, wo ihre Studien fortgesetzt werden sollten, in der Hand des Oheims; seine Amtsgeschäfte in jener Zeit bestimmten die Wahl der Universität. Ende März 1513 mußte Laszki als geistlicher Sendbote König Sigismunds für das in Aussicht genommene Konzil eine Romfahrt antreten; seine beiden ältesten Neffen, Hieronymus und unser Johannes, sollten unter seinen Augen in Rom ihre Studien fortsetzen; der erst zwölfjährige Stanislaus blieb zunächst bei dem Vater zurück. Gerade in den Jahren des Aufenthaltes unserer jungen Studenten in Rom besaß das schon vor über 70 Jahren dort gegründete Gymnasium beinahe hundert angesehene Lehrer, die ihre Vorlesungen über Gottesgelehrtheit, bürgerliches und kirchliches Recht, Arzneikunde, Sittenlehre, Logik und Mathematik hielten. Die Hauptaufmerksamkeit war aber auf das Studium der griechischen Sprache gerichtet. Hier schon wurde unser vierzehnjähriger Johannes in die Schriften des Plato eingeführt. Auch eigneten sich die sprachbegabten Jünglinge rasch die italienische Sprache an. Den Anblick einer gottentfremdeten Welt, in der gerade die Diener des

Höchsten am frechsten das Heiligtum dem Gespötte preisgaben und Greuel auf Greuel häuften, wie ihn Luther auf seiner Pilgersfahrt nach Rom erfahren, hat die geheimnisvolle Binde, die Gott selbst um das Auge der Jugend schützend legt, den Jünglingen verhüllt.

Der Oheim wünschte nicht, daß seine Nissen in Rom ihre Studien vollendeten. Zumal für Johannes war die nahegelegene, weltberühmte Univerſität Bologna wichtig, ſeinen Fachstudien im Kirchenrecht obzuliegen. Gegen den Schluß des Jahres 1514 erhielt der Erzieher der Jünglinge, Johannes Braniczki, die Weiſung, mit ihnen nach Bologna überzuſiedeln. Der kleine Haushalt beſtand bald aus zehn Perſonen: den drei Niſſen, — der jüngſte Bruder Stanislaus war inzwiſchen von ſeinem Vater für alt und reif genug gehalten worden, ſeine Studien in Bologna fortzuſetzen — zwei jungen Radziwiłłs, zwei weitläufigen Verwandten mit ihrem Lehrer Matthias, dem Erzieher Braniczki und einem Arzte, den der fürſorgliche Oheim ſeinen ihm anvertrauten Zöglingen mitgegeben hatte. Auch einen Koch aus Polen hatten ſie mitgebracht; ihre Speiſen kauften ſie ſich ſelber ein. Sie mußten zuſammenhalten, nur etwas über drei Dukaten wurde die Woche zur Beköſtigung der ganzen Geſellſchaft ausgeſetzt, mit Ausnahme der Koſten für Wein und Holz. Bald hatten ſich die jungen Leute in ihren wiſſenſchaftlichen Arbeiten am Muſenſiß eingelebt. Zumeiſt war es ſtill in den Studierzimmern, jeder ſaß über ſeiner beſonderen Arbeit. Nur wenn aufgefordert, dann redete der einzelne und zwar an abwechſelnden Tagen entweder italieniſch oder, was ihnen noch geläufiger war, lateiniſch. Die polniſche Sprache verlautete gar nicht. Selbſt während der Mahlzeit hörte die Belehrung nicht auf: über Tiſch wurde ein Abſchnitt aus der böhmischen Geſchichte vorgeleſen, ſelbſtverſtändlich in böhmischer Sprache, die an den polniſchen Edelfiſzen der damaligen Zeit von Männern und Frauen mit einer Leichtigkeit gehandhabt wurde, wie heutzutage wohl die franzöſiſche Sprache. Nach Tiſch hielten die jungen Leute Diſputatorien über das, was ſie am Vormittage gehört oder ſtudiert, einmal in der Woche prüfte der Profeſſor ſie in allen den Gegenſtänden, die er ihnen die Woche über vorgetragen.

Braniczki rühmt dem Erzbischof die jungen Leute, sie sind sehr fleißig und tugendhaft. Ein großer Verneifer beseelt die beiden Nissen, die in inniger Liebe aneinander hängen. Von unserem Johannes lautet das Zeugnis, daß er dem Erzieher der liebste Jüngling sei, von höchster Tugend. Braniczki erklärt, nie solch einen Jüngling gesehen zu haben und bricht in den Wunsch aus, daß ihm langes Leben vergönnt sein möchte. Dieser Adel und Liebreiz des Gemüthes, der so frühe in überraschender Weise von dem Jünglinge ausging, übte seine Wirkung nicht nur auf die aus, die fremd mit ihm in Berührung traten, sondern auch auf die nächsten Insassen des Hauses, die im engsten Zusammenleben ungetrübt den gleichen, wohlthuenden Eindruck von der sittenreinen Persönlichkeit empfangen. Als die beiden Brüder eine Zeit lang getrennt waren, schrieb Hieronymus von Bologna aus an seinen Oheim: „Als mein Herzensbruder Johannes hier wieder eintraf, bin ich ein ganz neuer Mensch geworden; durch ihn ward mir aller Lebensüberdruß in weite Ferne verscheucht, alle Langleiwe schwand, und alle Lust an der Arbeit ist mit ihm gesteigert zurückgekehrt. Bewundern muß man, von welcher Gedächtniskraft, von welcher Beharrlichkeit, von welchem Ernst der Jüngling beseelt ist, so daß wir alle mit Scheu und Ehrfurcht gegen ihn erfüllt sind; eins erbitten wir auf das flehentlichste, daß ihm viele Lebensjahre vergönnt sein möchten.“ Daß auch der Bruder gleichermaßen wie der Erzieher den Wunsch langen Lebens für den seltenen Jüngling nicht unterdrückt, flößt uns die Besorgnis ein, daß die körperlichen Leiden, von denen wir den überarbeiteten Mann später heimgesucht sehen werden, frühe schon hervorgetreten sein mögen.

Der wohlwollende Erzbischof war nicht müßig, seinen Nissen auf die erste Stufe der Leiter zu erheben, deren oberste er selber erklimmen, und die er willens war, dem vielversprechenden Jünglinge einst bei seinem Tode einzuräumen. Noch während der Scholay in Bologna seinen Studien oblag, machte er ihn zum Domherrn (Kanonikus) an dem Kollegiatstift zu Lenczyc. Am 30. Dezember 1517 kam schon ein weiterer, höherer Rang hinzu. Der zur

Heimreise sich Rüstende wurde zum Koadjutor der Dekanie von Gnesen ernannt. Und es sollten noch immer nicht genug Würden auf dem jugendlichen Haupte sein, das eben noch in Bologna über den Folianten des kanonischen Rechts gebeugt war. In dem gleichen verhängnisvollen Jahre, in dem die Hammerschläge an der Schloßkirche zu Wittenberg so mächtig und nachhaltig durch den ganzen Bau der Kirche dröhnten, erteilte Leo X. dem kaum achtzehnjährigen Jüngling die Anwartschaft auf die Custodie von Lenczyc und außerdem noch die Kanonikate von Krakau und Bloß. Wahrlich genug Pfründen beim Beginn der Laufbahn!

Die päpstliche Bestätigung für diese Stellen des Neffen zu erlangen, war dem Oheim nicht billig zu stehen gekommen. Es war eben in Rom damals alles feil, und nur wer den Preis zahlte, erhielt die simonistische Ware. 1400 Gulden — so trägt der fürsorgliche Oheim in seinem Testamente unter der Jahresziffer 1517 ein — in tausend Goldgulden umgewechselt, habe ich nach Rom zur Betreibung der Angelegenheit inbetreff der Custodie von Bloß und Lenczyc gesandt.

Auf die Versorgung mit diesen Pfründen und auch Würden beschränkte sich nicht das Wohlwollen des Oheims. Es galt, dem Neffen ausgiebige Mittel zur Verfügung zu stellen, standesgemäß leben zu können. Schon das Einkommen aus den eben erwähnten Stellen war nicht gering, genügte aber nicht bei der sorglosen Freigebigkeit, bei der heitern, weitherzigen Gastfreundschaft, die dem Polen eignet und die seinen Adel zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, und bei den Ansprüchen, die in jener Zeit bereits an den ansehenden Kirchenfürsten gemacht wurden. Es galt weitere Einnahmequellen zu öffnen.

Die Erzbischöfe von Gnesen hatten im Palatinat Rawa in Masovien große Besitztümer, zumal in Lowicz und Skierniewice, welche Städte ihnen gehörten und woselbst sie befestigte Schlösser inne hatten. Die Einkünfte aus diesen umfangreichen Gütern waren nicht gering. Im Jahre 1518 übertrug der Oheim dieselben auf das Gnesener Kapitel. So war auch nach der Seite auskömmlicher Ein-

nahme für den geliebten Neffen gesorgt, dessen Laufbahn unter so günstigen Verhältnissen wie nur möglich begann.

In späteren Jahren, als unser Johannes im Lichte des Evangeliums wandelte und seinen höchsten Ruhm darein setzte, ein armer aber getreuer Knecht seines armen und treuen Meisters zu sein, da war sein Auge offen und klar für den tiefen Schaden, den die Kirche durch solche Verteilung und Häufung ihrer geistlichen Stellen erlitten. Es ist nur ein schwacher Trost bei solch argem Gebrechen, daß in diesem Falle nicht einem Unwürdigen für das Amt so viele Auszeichnung in solch jungen Jahren zuteil wurde. Daß sich aber der jugendliche Kanonikus von Krakau und Bloß, der aus seiner Stellung eines bloßen Koadjutors in Gnesen seit seiner Priesterweihe 1521 zum wirklichen Dekan an der Metropolitankirche daselbst vorgerückt war, unter seinen Berufsgenossen bewährt und die Augen des Kapitels auf sich gezogen haben muß, ist daraus zu schließen, daß er als Vertreter des Metropolitan-Domkapitels zu Gnesen 1521 an der Provinzial-Synode zu Petrikau teilnahm. Eine so ehrenvolle Sendung hatte er nicht nur seiner Verwandtschaft mit dem Erzbischof zu danken; das hochangesehene Kapitel achtete darauf, bei solcher Gelegenheit von einer gelehrten und tüchtigen Persönlichkeit vertreten zu sein.

Alle diese Auszeichnungen waren nicht imstande, den jungen Mann im Lande zu fesseln; kein Ehrgeiz drängte ihn, an Ort und Stelle nun sich hervorzuthun und rasch die weiteren Stufen zu erklimmen in einer Zeit, wo alles zu seinen Gunsten sich in der Heimat fügen zu wollen schien. Es zog ihn mit Macht weiter hinaus in die Fremde. Wir sind über die Gründe im Dunkel. Gewiß hatte es ihm das vor Jahren im Ausland genossene Leben angethan, daß er sich nach dem geisterquidenden Umgang der Männer sehnte, die an der Spitze der humanistischen Bewegung stehend, auch bei ihm die Liebe zu den Studien, den Wunsch nach näherem Zusammenleben mit ihnen angefaßt hatten. Aber es war auch manches daheim, was wohl geeignet war, ihn wegzutreiben und aus einer Gesellschaft zu verschrecken, in der er das gehässige Treiben niedriger Intrigue nur

allzuscharf zu spüren bekam. Welch ein Neid, welch eine Feindseligkeit zwischen den höchsten kirchlichen Würdenträgern in jenen Tagen am polnischen Hofe! Es sind alte Rangstreitigkeiten, die immer wieder von neuem den Bischof von Krakau zur Auflehnung geneigt machen wider den mächtigeren Erzbischof von Gnesen und diesen mit Argwohn wider den vermeintlichen Neider und vermuteten Kürzer der Rechte eines Primas erfüllen. Keiner scheint mehr Öl in das Feuer gegossen, stärker die Glut angefacht und unterhalten zu haben, als der geistvolle, ehrgeizige, heuchlerische Andreas Krzycki, in jenen Jahren Propst zu Posen. Vor keiner bittersten Lauge schreckt dieser Geistliche zurück, sie in vertrauten Briefen oder in namenlosen Sinnsprüchen über den Primas des Reiches auszugießen: es ist kaum eine Persönlichkeit unter den tonangebenden Kirchenmännern des damaligen Polens so geeignet, an ihr den verderbten Zustand der Geistlichkeit, das Bedürfnis nach einer Reformation zu zeigen, als dieser giftige Gegner Luthers, dessen verschiedene Feindseligkeiten man doch immer wieder geneigt ist auf persönliche Verstimmungen oder selbstsüchtige Zwecke zurückzuführen.

Wenn unserem Johannes, der sich auch in jenem Jahre meist in Krakau aufhielt, Gelegenheit geboten wurde, in diesen Schmutz der Gesinnung so mancher hervorragenden Geistlichen hineinzuschauen, deren Treiben wahrlich mit Macht die Kirche zu einer Reformation hinzog, so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn er aus einer solchen Umgebung wegverlangte und sich sehnte, für eine Weile wieder, fern von all' dem häßlichen Getriebe, die reine Luft humanistischer Studien einzuatmen und den Umgang von Männern zu genießen, zu denen er achtungsvoll hinaufblicken konnte.

Unseres Johannes Lieblingsbruder, Hieronymus, mit dem er gemeinsam erzogen, zusammen auch in Rom und Bologna studiert, hatte sich, wie schon erwähnt, der staatsmännischen Laufbahn gewidmet. Eine hohe Begabung, die ihn nach wenigen Jahren schon als einen der befähigsten und gewiegtesten Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts erwies, und die einflußreiche Stellung der eigenen Familie

hatten auch diesem Neffen des polnischen Primas frühzeitig die Wege zu einer glänzenden, hervorragenden Laufbahn geöffnet. 1521 treffen wir ihn bereits als polnischen Gesandten an dem Hofe Karls V. in Brüssel, das folgende Jahr in gleicher Eigenschaft in Köln. Gern bediente sich der König des vornehmen, gewandten und so sprachkundigen, in allen feinen Sitten hervorragenden jungen Mannes zu Sendungen an verschiedene Höfe. Ein recht schwieriger Auftrag seines Königs hatte den gewiegten Diplomaten im Frühjahr 1523 nach Paris und Rom geführt. Im Spätherbst galt es, die in Paris angeknüpften Fäden weiter zu verfolgen. Im Gefolge eines königlichen Gesandten zu reisen hatte in jenen Tagen nach mehr wie einer Seite hin verführerischen Reiz; schon der dadurch gebotene Schutz in fremden Ländern, auf den unsicheren Landstraßen, auf denen sich so viele „fahrende Leute“ zwecklos und ohne Mittel herumtrieben, wurde nicht gering angeschlagen. So bedurfte es denn nicht langer Überredung für den Gesandten, seine beiden Brüder zur Mitreise zu veranlassen.

Ende Dezember 1523 treffen wir die Brüder in Basel und daselbst im vertrauten Umgang mit Erasmus. Dieser hatte seine lebhafteste Freude an den drei polnischen jungen Männern, die, dem höchsten Adel angehörig, mit ehrfurchtsvollem Wohlwollen vor dem Geistesadel des Humanisten sich beugten. Auch mit Farel, dem feurigen Helden aus Frankreich, der sein schönes Heimatland drangegeben und in die Fremde gezogen war, um seines Glaubens leben zu können, traten die Laszki in Basel in Berührung. Es ist eine im hohen Grade fesselnde Erscheinung, dieser Mann, der, aus Frankreich flüchtig, seit Monaten sich in der Schweiz, wo die Wellen der Reformation schon hochgingen, aufhielt und in den ersten Wochen des Jahres 1524 Herberge in dem freien Basel gefunden, ein Landsmann von Calvin und sein Vorläufer und Wegebereiter in der Schweiz. Der hinterlassene Eindruck war ein so mächtiger, daß noch nach einem Vierteljahrhundert, zu einer Zeit, wo oftmals die Baseler Tage in seiner Erinnerung wieder frisch auflebten, Laszki auch seiner Unterredungen und Beziehungen mit dem herzhafsten Franzosen gedachte und in einem Send-

schreiben an Calvin den unermüdlichen, furchtlosen Prediger des Evangeliums grüßen ließ.

Um die Frühjahrszeit 1524 betraten unsere drei Polen die Hauptstadt Frankreichs. Auch für unseren Johannes war es leicht und selbstverständlich, daß er bei Hofe aus- und einging. Es war eine für einen strebsamen Theologen fesselnde Zeit, in der Laski in Paris weilte. Die gewaltige Bewegung, die vor ein paar Jahren von Deutschland ausgegangen war, hatte am Rhein nicht Halt gemacht; ihre starken Ringe berührten rasch auch das andere Ufer, und schon konnte man die Wirkung im Herzen Frankreichs verspüren, ja am Königshofe selbst. Die dem Evangelium wohlgesinnten Männer sammelten sich hauptsächlich um die ehrwürdige Gestalt des Bischofs von Meaux, Briçonnet, des geistlichen Beraters der Schwester des Königs, der Margareta von Valois. Es ist wie ein Frühlingswehen in der gallikanischen Kirche, zu sehen, wie dieser Hirte in fast evangelischer Predigt seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündigen läßt, wie seine Geistlichen, von einem gleichen Liebeseifer beseelt, rastlos zwischen Meaux und Paris hin- und herziehen, in treuer Seelsorge ihres Berufs zu warten, wie aus der Mitte dieses evangelisch-gesinnten Kreises Schriften über das ganze Land hinausgehen, die, wenn auch noch in vorsichtig-ängstlicher Sprache und des aufjubelnden Freiheitsstones in den zündenden Worten des deutschen Reformators ledig, doch schon wie Verhenschlag des Morgens in der Frühe weithin im Lande erklangen, das sich auch in seinen ernstesten Gemütern nach dem Unbruch des neuen Tages sehnte.

Unter diesen Männern begegnen wir einer der fesselndsten Gestalten unter den Vorläufern der Reformation. Es ist der damals schon hochbetagte Jakob Faber v. Etaples, der von den Humanitätsstudien ausgehend, mutig als einer der ersten sich der Erforschung der heiligen Schrift zugewandt hatte. Der heilige Inhalt des Buches übte seine notwendige Wirkung auf den frommen Mann aus. Sobald er diese seligmachende Wirkung an sich selbst verspürt hatte, ruhte er nicht, bis er auch den großen Kreis seiner Schüler an der Pariser Universität derselben theilhaftig gemacht hatte.

Gerade in jenen Tagen (1522 und 1523) waren seine Erklärungen zu den vier Evangelien und in rascher, weiterer Folge zu den Briefen im Drucke erschienen und hatten das größte Aufsehen, an der Sorbonne nicht geringen Ärger verursacht. Diese Bücher fielen nun unserem polnischen Freunde in die Hände. Der Name ihres Verfassers war ihm nicht fremd von der Schulzeit her. Die Schulausgaben und Erläuterungen zu den lateinischen und griechischen Klassikern des Faber Stapulensis wurden fast alle in Krakau nachgedruckt. In jenen pariser Tagen scheint Laszki dem ernstesten, frommen Bibelforscher auch persönlich nahe getreten zu sein.

Aus der Mitte dieser stark vom evangelischen Geiste angehauchten Männer und ihren Gesinnungen und Bestrebungen ebenbürtig ragt in anmutsvoller Schöne die Gestalt der berühmten Margareta von Valois empor. Mit vollem Verständnis und zu ihrer Erfrischung liest die hochbegabte, edle Königstochter die lateinischen, italienischen, spanischen Schriftsteller; des Griechischen und Hebräischen ist sie nicht unkundig. Ihr frommer Sinn führt sie im Fortgang ihrer ernstesten Studien hinein in die Tiefe des Wortes Gottes. Sie tritt in Berührung mit den Gottesfreunden in Meaux. Brignonnet ist ihr mehr wie ein Beichtvater, im schönen, evangelischen Sinne des Wortes ihr Seelsorger; vor ihm schüttet sie in ergreifenden Briefen ihr gnadedürstendes Herz aus. Sie gilt als Schutzengel der mächtig sich regenden reformatorischen Bewegung in Frankreich; ihr zum vollen Durchbruch und zum Siege zu helfen, für solch hohe, schwere Aufgabe war sie jedoch nicht geschaffen. Auch unser Johannes ist der hochherzigen Margareta von Valois persönlich in jenen Tagen nahe getreten. Viele wahlverwandte Züge lassen sich in der Geistesrichtung der beiden aufführen. Laszki, damals noch völlig in der römischen Kirche wurzelnd, Margareta bis an ihr Ende in ihr verharrend, beide von der Überzeugung beseelt, daß der erkannte tiefe Schaden noch von der Kirche selbst geheilt werden könne. Um ein gut Stück ist sie, die an Jahren auch ältere, dem Manne auf dem Wege zur Reformation voraus, endgültig aber wird die Französin

doch von dem ernstern Polen überholt, der allein von beiden am schönen Ziele anlangt, deshalb, weil er bereit war, ein Opfer zu bringen, vor dem das Weib zurückschrak.

Ende 1524 finden wir unseren Johannes wieder in Basel und zwar als Hausgenossen des Erasmus. Letzterer war gewohnt, Pensionäre in seiner Junggesellenwirtschaft aufzunehmen. Da er es that, um sein Einkommen zu steigern, konnten nur reiche Jünglinge der Gunst theilhaftig werden, Hausgenossen des berühmten Gelehrten zu sein. Es waren aber nicht diese äußeren Vorteile allein, die Erasmus an Laske fesselten. Dem alten Manne trat in der jugendlichen Gestalt etwas fast Überwältigendes entgegen. Die ernst sittliche Persönlichkeit Laske's gewann über ihn Gewalt und übte nachhaltigen Einfluß aus. Offen räumt der berühmte Mann noch nach Jahren ein, daß er er im Zusammenleben mit Laske besser geworden sei, von ihm, dem Jünglinge, habe er, der Greis, gelernt, was sonst wohl die Jugend vom Alter zu empfangen habe, die Nüchternheit, Mäßigkeit, Ehrfurcht, Mäßigung der Zunge, Bescheidenheit, Keuschheit, Lauterkeit des Charakters. Laske hing mit großer Verehrung an dem Meister, an dem er rühmt, daß er zuerst seine Seele auf geistliche Dinge gelenkt, unter dessen Leitung er angefangen habe, sich auf dem Gebiete der wahren Religion zurecht zu finden. Seltsames und doch in jenen Tagen nicht überraschendes Bekenntniß aus der römischen Kirche. Der schon auf der Stufenleiter kirchlicher Würden in jungen Jahren hoch hinaufgekommen, der vor Jahren lange Zeit in Bologna den theologischen Studien obgelegen, lernt nun erst in Basel und zu den Füßen des deutschen Humanisten die ersten entscheidungsvollen Anfangsgründe seines Berufes!

Es war ein ungemein anregender, geistiger Verkehr, der in jenen Tagen in Basel herrschte und in dessen volle Strömung der Stubengenosse des Erasmus eintrat. Die humanistische und reformatorische Bewegung ging hier noch, wenn auch freilich schon in den letzten Schritten, friedlich nebeneinander. Laske empfing und genoß den Segen dieses doppelten Umgangs; er sah und hörte die Theologen Dekolampad und Bellikan auf der einen, die Humanisten

Glarean und Rhenanus auf der andern Seite. Auch mit einem Helden der Reformation ist Laszki in seinen Baseler Tagen in persönliche Berührung getreten, wohl nur ganz flüchtig, aber doch genügend, um von ihm den Gottesstachel in die Seele gedrückt zu erhalten, gegen den kein Mensch, und wäre er ein Saulus, lösen kann. Von Basel aus besuchte er Zwingli in Zürich; er selbst sagt, daß er von diesem zuerst zum Studium der heiligen Schriften veranlaßt worden sei, ihm danke er die größte Anregung.

Rascher als er es erwartet und gehofft hatte, mußte er die liebgewordenen Bande lösen und die Stadt verlassen, in der er sich heimisch gefühlt wie in keiner anderen.

Im September 1525 brachte Hieronymus, der vielgereiste königliche Botschafter, wiederum auf einer diplomatischen Sendung begriffen, dem Bruder von daheim die entschiedene Weisung mit, unverzüglich Basel zu verlassen und über Italien in langsamen Tagereisen die Heimfahrt anzutreten. Die Verhältnisse in Polen hatten sich derart zugespitzt, daß sie die Rückkehr des jugendlichen und begabten Propstes wünschenswert machten. Strengere Maßregeln gegen die immer stärker um sich greifende Reformation waren während der Abwesenheit Laszki's ergriffen worden. Auch auf den Neffen des Primas und den Freund des Erasmus wurde als auf einen befähigten Kämpfer der bedrohten Kirche gerechnet. Seine beiden Brüder hatten bereits offene Farbe bekannt, es war die entschieden kirchliche, der Reformation entgegengesetzte Farbe des Hauses Laszki; sie wurde fast als selbstverständlich bei dem angehenden Kirchenfürsten vorausgesetzt.

Den 5. Oktober 1525 brach Laszki von Basel auf, brachte den Winter in Venedig zu und trat im März 1526 die Heimreise an. Am 8. April war er in Posen, woselbst er sich nur wenige Tage aufhielt, und eilte dann weiter nach Krakau, wo er nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit in der Mitte des April eintraf.

Noch schwerer als vor zehn Jahren fiel jetzt unserem Laszki das Einleben in die alten Verhältnisse daheim, die sich kaum in der Zwischenzeit verändert hatten. Mit den auswärtigen Freunden wurde ein reger Briefwechsel unter-

halten. Er konnte seinen Oheim wohl bald überzeugen, daß die von seinen Nebenbuhlern und Neidern ausgesprengten Gerüchte über seine Hinneigung zur Reformation falsch seien. Das genügte aber dem Erzbischof nicht. Er forderte von seinem Neffen, daß dieser, was er ihm unter vier Augen bekannt, in Gegenwart eines seiner entschiedensten Gegner, des Bischofs von Krakau, durch einen Reinigungseid bekräftige. Das Schriftstück dieses Eides bewahrt noch das Königsberger Geheimarchiv in der Handschrift Laszki. Er versichert in diesem Gelöbniß, daß er mit päpstlicher Bewilligung viele Schriften auch derer gelesen, die sich von der römischen Kirche getrennt, aber er habe mit Wissen und Willen keine Meinung, keinen Glaubenssatz angenommen, der der Lehre der römisch-katholischen Kirche widerspreche. Er wolle nur das festhalten, was von der römischen Kirche angenommen und gutgeheißen sei. In gleicher Weise gelobt er dem heiligen Stuhle, seinen Oberen und Bischöfen lebenslangen Gehorsam. „Das schwöre ich; so möge mir Gott helfen und die heiligen Evangelien Gottes.“

Es war unserm Laszki in jenen Tagen heiliger Ernst um diesen Eidschwur, der vollkommen die Stellung zu seiner Kirche abspiegelt, die er ihr gegenüber noch einnimmt. Alles, nur keine Loslösung von der einen, heiligen, apostolischen Mutterkirche. Aus ihrem eigenen Vermögen wird sie die Schäden überwinden und heilen, die auch sein frommes Auge erkannt hat.

Nachdem so alle die häßlichen Verdächtigungen zum Schweigen gebracht waren, wandte sich unser Laszki mit regstem Eifer seinen Berufspflichten zu. Krakau wäre wohl imstande gewesen, den jugendlichen Kirchenfürsten zu fesseln, wenn sein Sinn auf weltliche Unterhaltung und Genüsse gerichtet gewesen wäre. Hier drängte sich am Königschofe Fest auf Fest. Bona, die neue Königin, eine italienische Fürstentochter voll südlicher Lebenslust, aber auch voll Lust an Ränken und Umtrieben, liebte glänzende Hofhaltung. Laszki flieht von dem Königschofe und stürzt sich in die Verwaltung seines ausgedehnten kirchlichen Sprengels. Durch die Fürsorge des Oheims war er inzwischen Administrator in Gnesen geworden. Das bot ihm die ersehnte

Gelegenheit, dem Leben und Treiben am geräuschvollen Königshofe ganz zu entfliehen und in größerer Zurückgezogenheit seinem Berufe zu leben. Mit Ernst griff er auch hier in Gnesen in das kirchliche Leben ein.

Am 19. Mai 1531 entschlief der Erzbischof, 75 jährig und lebensmüde, in seinem Schlosse zu Kalisch. Mit dem Hingang der ehrwürdigen Gestalt war auch das Band gelöst, welches den Dekan an seinen Erzbischof knüpfte: er konnte nun ungehindert dem Zuge der Gedanken folgen, die ihn immer tiefer in das Wort Gottes und damit immer weiter ab von den Satzungen seiner Kirche führten.

Rasch vollzog sich der Wandel nicht. Noch fast sieben Jahre nach dem Tode des Oheims wurde ihm die Stelle eines Archidiaconus von Warschau übertragen. Das war aber auch die letzte Auszeichnung, die die römische Kirche diesem ihrem begabten, aber halb schon abtrünnigen Sohne zuteil werden ließ. Noch in demselben Jahre 1538 bot ihm der König den erledigten Bischofsstuhl von Cujawien an. Sobald Laszki von der Absicht Kunde erhielt, ging er zum Könige und setzte ihm offen die Gründe auseinander, die ihn eine solche Gunst auszuschlagen nötigten: er sei zu der klaren Überzeugung gekommen, daß er daheim unter diesen Umgebungen niemals ein echt christliches Leben führen und Gott mit Ernst werden dienen können; er habe den freiwilligen Entschluß gefaßt, allen diesen Stellen, Ehren und Vorteilen zu entsagen und sein Vaterland so lange zu verlassen, bis es ihm vergönnt sein würde, demselben seine Dienste in christlicher und evangelischer Weise zu widmen. — Am Vorabend seines Uebertritts konnte ihn auch die Bischofswürde nicht mehr fesseln; das Kreuz Christi und die Schmach und Verfolgung eines evangelischen Predigers dünkte ihm begehrenswerter. Es ehrt auch den König Sigismund, daß er solch offene Aussprache zu würdigen verstand; er wußte, daß er nicht viel solche Männer in seinem Lande hatte. Er verwehrt ihm die Reise ins Ausland nicht, ja er stattete ihn huldvoll mit Empfehlungsbriefen an auswärtige Fürsten aus.

So wandte Laszki nach elf Jahren vergeblichen Mühens und Hoffens, die römische Kirche von innen heraus zu

reformieren, seinem Vaterlande den Rücken. Mit dem Wahlspruch: „Die Frommen haben kein Vaterland auf Erden, denn sie suchen den Himmel“ trat er seine langjährige Fremdlingschaft an. Es mag denn doch ein schwerer Abschied gewesen sein, als unser Freund an der Landesgrenze, die nach Deutschland führt, das letzte Lebewohl seiner Heimat zurief und noch einmal einen Blick rückwärts nach dem Vaterlande warf, das er mit der ganzen feurigen Glut eines Polen liebte und von dem er sich jetzt vielleicht auf Nimmerwiedersehen losriß. Ein Schritt noch und der entscheidungsvolle Würfel ist gefallen. Und er that ihn. Offen erklärte er sich nunmehr für den Protestantismus. Nach sechs Jahren schildert er seinem Glaubensgenossen Bullinger jene Zeit mit den schönen Worten: „Kurz, um auch dir die Wohlthat und Güte Christi gegen mich zu verkünden, ich war einst ein angesehener Pharisäer, mit vielen Titeln und Würden ausgeschmückt, mit vielen und reichen Pfründen von meinen Knabenjahren an herrlich beladen; jetzt aber, nachdem ich all' dies aus freien Stücken durch die Gnade Gottes dahinten gelassen, nachdem ich mein Vaterland und meine Freunde darangegeben, weil ich sah, daß ich in ihrer Mitte nicht in Christi Sinn und Geist leben könne, jetzt bin ich in der Fremde nur ein armer Knecht meines armen, für mich gekreuzigten Herrn Christus, seit kurzem hier (in Friesland) Diener der Kirche, zu verkündigen die Lehre des Evangeliums nach dem Willen des, der mich nach seiner Barmherzigkeit aus den Netzen der Pharisäer zu seiner Herde berufen hat.“ Einem andern Schweizer Freunde meldet er um die gleiche Zeit den entscheidungsvollen Schritt in der Weise: „Auf elende Weise hatte ich alle meine Zeit verbracht und verloren in Laufereien, in der Unruhe des Kriegslärms, im Getriebe bei Hofe. Aber der gute Gott hat mich mir selbst wieder zurückgegeben und mich mitten aus dem Pharisäertum auf wunderbare Weise zur wahren Erkenntnis seines Wesens berufen; — ihm sei Ruhm in Ewigkeit. Amen.“

II. Johannes Vaski als Protestant in Deutschland und England.

Am Ausgang des Sommers mag es gewesen sein, im Jahre 1538, daß Vaski die Grenze seiner Heimat überschritt und den deutschen Boden betrat. Es war nicht nur ein Dahintenlassen des Vaterlandes und ein Ziehen in ein fremdes Gebiet, viel mehr noch ein Verlassen der alten Kirche, eine Loslösung von den innigsten Familienbanden und ein Wandern in eine unbekannte Ferne, in die ihn mächtig und unwiderstehlich die Gottesstimme rief. Unser Pilgrim dort an der heimatlichen Grenze stand in der Vollkraft seines Mannesalters; bald überschritt er sein viertes Jahrzehnt, ein schöner, wohlgestalter Sohn seines Vaterlandes, mit hoher Stirn, großen, offenen Augen, mit scharf geschnittener Nase, um den geschlossenen Mund der feste Ausdruck ungebeugten, starken Willens, die ganze kräftige Erscheinung voll Adel, eine fesselnde, ernste Mannesgestalt. Die ihn in jenen schweren Tagen zuerst gesehen, die rühmen an der männlichen Erscheinung die ernste Würde im Antlitz, verbunden mit einem Zuge liebenswürdiger Anmut, die ganze Hoheit des Wesens, das alsbald einen Helden verkündete.

Zuerst sehen wir die Umrisse unseres Wanderers in Frankfurt am Main auftauchen, um die Zeit etwa, wo im Spätherbst von allen Endpunkten die Druckerherren mit ihren Büchervorräten in die damals schon so wichtige Handelsstadt zur Messe zusammenzukommen pflegten. Vielleicht hatte gerade diese den Polen nach der Mainstadt verlockt. Eine solche Messe bot die günstigste Gelegenheit, sich mit dem gegenwärtigen Stande der geistlichen Dinge vertraut zu machen. In den Mauern der Stadt lernte er einen Fremdling kennen und schloß einen engen Freundschaftsbund mit ihm, einen Bund, der in gewisser Beziehung für die ganze Folgezeit seines Lebens entscheidend wurde. Auf einer Reise nach Italien war an einem hartnäckigen Fieber schwer krank befallen Albert Hardenberg aus den Niederlanden. Er lag wohl in derselben Herberge wie unser Freund. Um ein Jahrzehnt jünger als Vaski, war

er als Knabe schon in das berühmte Brüderhaus zu Gröningen, das der edle, hochbegabte Johann Wessel ins Leben gerufen, eingetreten; zum ernstestn Jüngling herangewachsen, vertauschte er das fromme Brüderhaus mit dem nahegelegenen Bernhardinerkloster. Mit zwanzig Jahren begab er sich nach Löwen, den achtjährigen Kursus eines Theologen bis zu dem Baccalaureat durchzumachen. Nun hatte er die Absicht, zur Zeit der Herbstmesse 1538 über Frankfurt nach Italien zu ziehen. Die hartnäckige Krankheit ließ ihn seinen Plan ändern. Statt nach Italien zog er nach Mainz, an der dortigen Hochschule sich die höchste Würde seines Berufs, den Doktorhut, zu erwerben. Der neuermorbene Freund begleitete ihn in die nahe gelegene Stadt, die in jenen Tagen zumeist durch die Bedeutung ihrer Universität den Beinamen „das goldene Mainz“ erhalten. Fast ein Jahr scheint Laskei, ernstestn Studien hingegeben, in Mainz gewohnt zu haben. Sein Freund hielt in der Bewerbung um den Doktorhut Vorlesungen über einige Briefe Pauli; diese mußten mit Notwendigkeit die beiden Männer in ihren reformatorischen Anschauungen festigen. Auch bei der Promotion war Laskei zugegen. Bald darauf brach Hardenberg nach seiner Heimat auf. Die Freunde wollten sich nicht von einander trennen; die Niederlande selbst besaßen gar manchen Anziehungspunkt, der unsern Laskei im Fortgange seiner geistigen Entwicklung verlocken konnte. Er begab sich nach Löwen. Der freundliche Musensitz sollte ihm für Jahresfrist erwünschter Zufluchtsort sein, in der Stille innerlich auszureifen. Mehr als dreitausend Studenten aus aller Herren Ländern sammelten sich in den verschiedenen Hörsälen; der großen Zahl entsprach die Menge der Professoren; eine reiche Büchersammlung bot erwünschte Mittel für eingehende Studien. Die Kreise, in denen sich Laskei in Löwen vorzugsweise bewegte und in denen er die meiste Förderung für sein Seelenleben fand, haben wir aber nicht im Schatten der Hörsäle der Universität zu suchen. Sie lagen abseits, verborgene Brunnstuben, in denen das lebendige Wasser sich sammelte, das den Durst stillt ewiglich. Gerhard Groot, ein Spener der römischen Kirche

zur Zeit ihrer Reife, hatte dem Bedürfnis der Besten seiner Zeit entsprochen, als er die Brüder- und Schwesternhäuser stiftete gegenüber den arg verrotteten Klöstern mit ihren bettelhaften, verkommenen Insassen. Die sich in diese neu gegründeten Häuser zurückzogen, das waren wahrhaft fromme Seelen, die aber doch nicht ausschließlich in beschaulicher, müßiger Ruhe leben wollten, die vielmehr den Hebel ihrer Arbeit am liebsten in der Jugenderziehung einsetzten. Auch in Löwen läßt sich der machtvolle Einfluß dieser Brüderhäuser verspüren. Auch hier war der freie Sinn der Bürger geweckt und der tiefe, fromme Ernst, der an der Quelle die göttliche Wahrheit zu erforschen suchte, wirksam angefaßt. Es war ein reger, strebsamer Eifer vorhanden, der nun den großen, religiösen Fragen sich zuwandte, die vornehmlich an die stillen Bürgerhäuser klopften, auch da Einlaß und Lösung begehrten. In solchen Häusern verkehrte unser Freund viel, ja er wohnte selbst längere Zeit in ihnen. Wie wohl er sich mitten unter diesen frommen Leuten fühlte, ist auch daraus zu ersehen, daß im Zusammenleben mit ihnen der Entschluß reifte, die letzte Platte eines Rückzuges ins alte Priesterleben niederzutreten und den Eölibat zu durchbrechen. Der Schritt war die offenbare, endgültige Lossagung von den Satzungen der römischen Kirche, der fortan unheilbare Bruch mit ihr. Aus den einfachen Bürgerstöcktern der Stadt wählte er sich die Lebensgefährtin, deren Name uns leider fremd geblieben ist.

Nicht mehr lange nach der Trauung hielt sich Laszki in Löwen auf. Sein Freund Hardenberg wurde, weil er mit Freimut und Beredsamkeit unter großem Zulauf der Studenten, ja selbst der Bürger, die Briefe Pauli erklärte, der Stadt verwiesen; er begab sich in sein Kloster zurück, und so suchte auch Laszki ein Land, wo er unbehelligt in größter Zurückgezogenheit seines Glaubens leben konnte.

Dicht an der Nordostgrenze der Niederlande lag wie ein verborgener Erdenwinkel ein kleines, freies Gebiet, das in jenen Tagen der Verfolgung freundliche Zuflucht bot, Ostfriesland. Dahin lenkte unser Freund, den Wanderstab wieder in der Hand, seine Schritte.

Es muß im Spätherbst des Jahres 1540 gewesen sein, daß Laszki, müde der anhebenden Verfolgung in Löwen, ruhebedürftig seines Glaubens zu leben, die gastfreie Herberge des Friesenlandes betrat. Einen unwirtlichen Aufenthalt bot in jenen Tagen Emden dar. Ungastlich mußten die engen Straßen, die kleinen, bescheidenen Wohnhäuser dem Fremdling erscheinen, zumal einem Polen, der an die Behaglichkeit Krakauer Patrizierhäuser gewohnt war. Auch die Mittel unseres Verbannten scheinen in jener Zeit zu knapp gewesen zu sein, durch größere Bequemlichkeit sich vor der Unbill von Wind und Wetter zu schützen. Den Bewohnern in Emden stand er als Fremdling gegenüber. Von dem Volke trennte ihn wie eine unübersteigbare Kluft die niederdeutsche Sprache, so ganz anders lautend, als die er in Basel einst von der deutschen Sprache sich angeeignet hatte. Zu all' diesen Erschwernissen des Einlebens in der rauhen, unwirtlichen Gegend trat peinigendes, körperliches Gebrechen hinzu. Die letzten dreizehn Jahre in der Heimath hatte er sich körperlich wohl gefühlt. Aber nun in den feuchtkalten Niederungen waren die Fieber mit erneuter Heftigkeit aufgetreten. Die ungewohnte Nahrung behelligte den Magen; schon der kurze Gang nach der Kirche bringt ihn der Ohnmacht nahe; ein paar Briefzeilen kosten ihm tagelange Mühe. Aber all' dies Leiden preßte ihm kein Murren aus. Er blieb: Emden hatte es ihm schon angethan; er hatte hier gefunden, was er gesucht, einen abgelegenen Zufluchtsort, wo er unbehelligt seinen Studien leben konnte. Das Ergebnis derselben war für ihn eine noch entschiedenere Lossagung von der römischen Kirche, ein noch kraftvolleres Betonen des protestantischen Standpunktes. Um so mehr drang er auch bei seinem Freunde Hardenberg im Kloster auf Entscheidung. Er ruht nicht, bis er den Zaudernden zu dem gleichen, entscheidungsvollen Schritte gedrängt hat. Freilich erst im Frühling 1543 war es, daß der Mönch in seiner Bernhardinerkutte bei Laszki anklopfte. Das Mönchskleid wurde hier abgelegt, und Hardenberg zog bald weiter nach Wittenberg, sich unter der Leitung Melanchthons in den Lehren der evangelischen Kirche zu festigen.

Die zwei Jahre Wartezeit, die noch in Emden verstrichen, bis Laszki dem Rufe folgte und thatkräftig und entscheidungsvoll in den Gang der Ereignisse eingriff, verliefen denn doch nicht so ruhig und ungestört. Auch eine Reise in seine alte Heimat, sein liebes Polen, fällt in diese Wartezeit. Es ist ein schmerzlicher Anlaß: sein Herzensbruder Hieronymus lag in Krakau auf dem Sterbebett. Mit dem Tode des Bruders war wieder ein starkes Band, das ihn mit der Heimat verknüpfte, gelöst; er richtete sich auf ein längeres Weilen in der Fremde ein. Und er sollte auch nicht lange müßig dastehen; der Herr bedurfte seiner als eines auserwählten Rüstzeuges.

In Ostfriesland, wo die reformatorischen Ideen bereits seit fast zwei Jahrzehnten Eingang gefunden hatten, wogte es damals von Fremdlingen, die um ihres Glaubens willen die Heimat verlassen hatten. Zudem war hier die Reformation der Kirche zuerst in Zwinglischem Geiste angenommen worden; ebenso aber hatte, namentlich seit 1536, das lutherische Element Macht gewonnen, und beiden gegenüber bildeten die Wiedertäufer eine mächtige Partei. In diese Wirren galt es Ordnung zu bringen. Da berief die Regentin, Gräfin Anna aus dem Hause Oldenburg, hinterbliebene Witwe des Grafen Enno II. und Vormünderin der jugendlichen Söhne, mit Zustimmung der angesehensten Männer in Emden Johannes Laszki, dessen geistige Bedeutung sie erkannt hatten, zum Superintendenten der ostfriesischen Kirche. Im Beginn des Jahres 1543 nahm Laszki diesen Ruf an, jedoch unter zwei Bedingungen, erstlich, daß er jedem Rufe seines Vaterlandes sofort folgen dürfe, wie es ihm sein Bruder Hieronymus noch auf dem Sterbebette zur Pflicht gemacht hatte, und zweitens, daß er nur so lange bleiben wolle, als es der Regentin und der Gemeinde zu Emden, deren Prediger er gleichzeitig war, mit dem Dienste Gottes nach seinem Worte ein rechter Ernst sei.

Es war eine mühsame, verantwortungsschwere Arbeit, aber eine, für die unser Freund wie nur wenige von Gott ausgerüstet war. Seine besondere und hohe Begabung gelangte gerade in dieser Arbeit zu ihrer vollen Entfaltung,

und die Art, wie sie sich entfaltet, weist ihm unter den Vordermännern der Reformatoren zweiten Aufgebots einen hervorragenden Platz für alle Zeiten an. Nunmehr stand er auf der Mittagshöhe seines Schaffens.

Mannhaft trat der neue Superintendent zunächst den Mönchen entgegen. Diese widersezten sich: sie seien ihm, dem Polen, mit dem bis zur Brust reichenden Barte, keinen Gehorsam schuldig. Mit Hülfe der Gräfin gelang es ihm bald, den Mönchen jede Wirksamkeit zu entziehen. Lascki erkannte sofort, was der Landeskirche vonnöten war, und mit staunenerregendem Geschick gab er ihr festes Gepräge, so daß er mit Recht als der Reformator Ostfrieslands dasteht. Nach der Regel der Schrift und nach dem Muster der ersten Christengemeinden suchte er die ostfriesische Kirche einzurichten. Vermöge seines freundlichen und würdevollen Wesens, seiner Gewandtheit in Geschäften und im Umgange, sowie seiner Charakterfestigkeit war er vorzugsweise für ein Ephorat geeignet. Er drang vor allem auf apostolische Einfachheit des Gottesdienstes, auf Entfernung auch der letzten Reste päpstlichen Aberglaubens und alter Mißbräuche, z. B. der Bilder. Vor allen Dingen aber drängten die vorliegenden Notstände der kirchlichen Verhältnisse ihn dazu, auf dem Gebiete der Kirchenzucht die Hebel seiner reformatorischen Thätigkeit einzusetzen. Die Mißstände langer, zuchtloser Zeit waren erschreckend. Das Lästern und Schelten der Prediger auf den Kanzeln, ihr nicht von jedem Vorwurfe freier, oft ärgerlicher Lebenswandel, die eingerissene Sorglosigkeit der Gemeinde in betreff der Schulen, der Armenversorgung hatten viele und ernste Gemüther der Kirche entfremdet. Lascki erkannte scharfen Auges den Schaden. Auf altfriesisches Herkommen fußend setzte er es im Sommer 1544 durch, daß den Geistlichen an der Hauptkirche in Emden vier Männer aus der Gemeinde zugesellt wurden, ernste, würdige, fromme Leute, mit der ihnen von der ganzen Gemeinde gestellten Aufgabe, gemeinsam mit den Pastoren den Lebenswandel der Bürger zu beaufsichtigen, jeden an seine Pflicht zu gemahnen, und mit der Macht auch, im Namen der ganzen Kirche diejenigen aus der Gemeinde auszuschließen, die

solche Vermahnung verachteten. — Sein Augenmerk war ferner darauf gerichtet, den Lebenswandel der Geistlichen in gesetzlichen Schranken zu ordnen, Ärgernisse unter ihnen zu verhüten, Unwürdige von dem Amte auszuschließen und die rechte Lehre unter ihnen zu fördern. Um dies Ziel zu erreichen, richtete er mit Gutheißung der Gräfin und des obersten Senates die Predigerversammlung, den sogenannten Cötus, ein, wohl die bedeutsamste und tiefgreifendste Sitzung Laskis, die glänzendes Zeugnis seiner organisatorischen Begabung ablegt. Von Ostern bis Michaelis hatten die Geistlichen des Landes sich alle Montag Vormittag in Emden zu versammeln. Die Versammlung wählte für die ganze Sommerzeit einen Vorsitzenden und einen Schriftführer aus ihrer Mitte. Die Sitzung wurde mit einem Gebet eröffnet, das der Vorsitzende hielt. Hierauf schritt die Versammlung zur Sittenprüfung der einzelnen Geistlichen. Erwiesen sich Klagen begründet, dann erfolgte ernste, brüderliche Vermahnung. Daran schloß sich die Prüfung der Predigtamtskandidaten. Von dem Urtheil der Versammlung hing es ab, ob man dem Kandidaten ein Zeugnis seiner Reife ausstellen könne oder nicht. Dann kamen Verhandlungen über die vornehmsten Punkte der christlichen Lehre, hauptsächlich über Streitfragen des Tages.

In der Lehre schloß er sich aus innerer Verwandtschaft wesentlich den Schweizern an, so besonders in der Abendmahlslehre. In andern Stücken dagegen hatte er eigene Gedanken, die er seinen Geistlichen jedoch freimütig mittheilte, ohne sie zu veröffentlichen; denn nichts dünkte ihm eitler, kindischer, schädlicher für die evangelische Kirche, als daß jeder Theologe seine besonderen Meinungen und Einfälle zu Markte bringen und behaupten wolle. Daneben bewies er sich in hohem Grade weitherzig; die Wiedertäufer und andere Sekten, die von allen Seiten, besonders aus den Niederlanden vertrieben, in Ostfriesland zusammenströmten, schützte er anfangs gegen Verfolgung und suchte sie vielmehr durch Milde und Überzeugung zu gewinnen. So wurde der bekannte Menno Simons auf Laskis Fürsprache eine Zeitlang geduldet, und selbst mit

dem schwärmerischen Sektenhaupte David Joris wechselte er Briefe, ohne ihm jedoch seine stolzen Einbildungen ausreden zu können.

Laszi's Name und Tüchtigkeit in kirchlichen Geschäften wurde bald auch in weiteren Kreisen bekannt und verschaffte ihm manche ehrenvolle Einladung. Der Kurfürst Hermann von Wied berief ihn 1545 nach Köln, um bei der Reformation des Erztifts mit Melancthon und Bucer behülflich zu sein; der Herzog Albrecht von Preußen suchte ihn nach Königsberg zu ziehen u. s. w. Obschon er diesen letzteren Ruf zum Teil aus kirchlichem Unabhängigkeitsinn, zum Teil aus gewissenhafter Anhänglichkeit an seine ostfriesischen Gemeinden ablehnte, so hatte er doch zu Emden selbst manchen harten Kampf zu bestehen, manche Anfechtung zu erdulden. Es konnte nicht fehlen, daß Laszi, namentlich im Gebiete des Kultus, etwas weitgreifendes Verfahren bei den in den Hintergrund gedrängten Lutheranern und selbst bei der Landesherrin Anstoß und Bedenken erregte. Der Hof von Brüssel verklagte ihn bei der Gräfin unausgesetzt als Ruhestörer und Begünstiger aller Sekten. Dadurch ermutigt bildete sich auch zu Emden eine starke Partei wider ihn, bestehend aus den katholisch und lutherisch Gesinnten und aus vielen Vornehmen und Lebemenschen, denen seine ernste Kirchenzucht verhaßt und im Wege war. An sie schloß sich sogar der junge Graf Johann, dessen Stimme natürlich bei der Regierung kein geringes Gewicht haben mußte. Allerdings blieb ihm die Gräfin sowie ihr Bruder Christoph von Oldenburg fortwährend gewogen; sie erklärten mehrmals sowohl ihm als anderen, die seine Entlassung forderten, daß sie seiner nicht entbehren könnten. Gleichwohl machte sich auch hier die Schwäche eines Frauenregiments geltend; der gute Wille der Gräfin wurde öfter durch ihre Räte und Umgebungen vereitelt; sie durfte gewisse Personen und Kreise nicht geradezu vor den Kopf stoßen, und so ernst und unerschrocken auch Laszi sie an seine und ihre Pflicht erinnerte, zu einem festen, durchgreifenden Handeln in seinem Sinne konnte er sie doch nicht bewegen. Er sah sich dadurch schon Anfang März 1546 veranlaßt, das Ephorat niederzulegen und sich auf

sein Pastoramt an der Emdener Gemeinde zu beschränken, um nicht einen leeren Titel zu führen und Christum dem Gespötte preiszugeben, nahm das erstere Amt indessen bald wieder auf, nachdem seinen Forderungen größerer Strenge gegen die Geistlichen inbetreff der Lehre entsprochen worden war. — So wenig übrigens Laske selbst seine hohen Begriffe von einer nach Gottes Wort gereinigten und hergestellten Kirche in der ostfriesischen für verwirklicht halten und sich mit dem Zustande derselben befriedigen konnte, so sehr müssen wir doch seine Leistungen in so kurzer Zeit bewundern. Rüstig ging er ans Werk, führte die Reformation, innerlich und äußerlich, im reformierten Sinne durch und befestigte sie durch ein von Melancthon, Bucer, Bullinger u. a. gebilligtes Bekenntniß, durch den Emdener Katechismus, und durch eine festgegliederte kirchliche Ordnung. Er hat die reformierte Kirche Ostfrieslands recht eigentlich gegründet und inbezug auf Lehre, Zucht, Freiheit der Verfassung und Reinheit des Gottesdienstes zu einer solchen Stufe erhoben, daß, wie ein reformierter Schriftsteller sich ausdrückt, in wenigen Jahren die Kirche in Emden zur Mutter- und Musterkirche nicht bloß der niederländischen Reformation, sondern der reformierten Kirche deutscher Zunge überhaupt durch ihn gemacht wurde, wie es Genf durch Calvin für die reformierte Kirche französischer und englischer Zunge ward.

Dieser zwar mühe- und dornenvollen, aber doch auch gesegneten Wirksamkeit Laske's machte der Sturm, der nach der Niederlage der Protestanten im schmalkaldischen Kriege (1547) über Deutschland erging, ein Ende. Die Gräfin Anna fühlte sich zu schwach, um die Annahme des vom Kaiser den protestantischen Ständen aufgedrungenen Interims zu verweigern, und unter diesem mehr als halb-katholischen vorläufigen Zustande zu bleiben, war für Laske schon wegen seiner biblisch-kirchlichen Grundsätze und wegen seines reformierten Bekenntnisses rein unmöglich. Zudem wiederholte die kaiserliche Regierung, die ihm längst nicht wohlwollte, das Begehren seiner Entfernung, welches jetzt aber den Charakter eines mit Drohungen begleiteten Befehles annahm. Die Gräfin, die sich zu ohnmächtig fühlte, den

gewaltigen Bußprediger zu schützen, bat ihn nunmehr selbst, um der Wohlfahrt des Landes willen ihr Gebiet zu verlassen. Laske gab endlich der Bitte nach. Er verließ Mitte Oktober 1549 die Stätte seiner fast zehnjährigen Wirksamkeit, die ihm zur zweiten Heimat geworden war. Es war keine Dienstentlassung, keine eigentliche Amtsniederlegung, nur ein Weichen aus dem Lande, bis bessere Zeiten angebrochen sein würden. Der ehrenhafte Abschied, den die ganze Gemeinde Laske bereitete, legte glänzendes Zeugnis von der hohen Achtung ab, die man dem frommen, furchtlosen Manne zollte. Ein Festmahl nahm er an, ein Ehrengeschenk der ganzen Kirche schlug der selbstlose, unbemittelte Mann aus.

Genötigt einen andern Zufluchtsort zu suchen, wurde Laske eben zur rechten Zeit noch nach England eingeladen, wo er schon im Jahre 1548 mit Bucer und Peter Martyr Vermili bei der Kirchenverbesserung vorübergehend thätig gewesen war. Jetzt sollte er an die Spitze der in London eben erst errichteten niederländischen FremdeNGemeinde treten, die einen Prediger suchte. Nach einem Aufenthalte bei seinem Freunde Hardenberg, der inzwischen Prediger in Bremen geworden war, und mehreren Reisen in Norddeutschland reiste er im Frühjahr 1550 nach England — nicht für immer, wie er hoffte; er betrachtete sich vielmehr stets noch als Vorsteher der ostfriesischen Kirche, und auch diese wollte das Band durch die zeitweilige Entfernung keineswegs gelöst wissen. In dieser Hoffnung schrieb er noch von Hamburg an die Geistlichen zu Emden: „Glaubet indes ja nicht, ich nehme Abschied von euch und eurer Kirche, als würde ich eurer und unserer Kirche fortan nicht mehr gedenken. Die kirchliche Sorge um euch, teure Brüder, und um unsere Gemeinde kann und will ich nicht lassen, so lange ich lebe. Beharret, ich bitte euch, in der Pflicht eures Amtes und der wohlthätigen Ausübung desselben, erhaltet unsere Gemeinde auf dem Wege des Gehorsams, ermahnet sie zur Bekenntnistreue und aller Geduld mit Gelindigkeit und Danksgiving. Gebe der Herr, wenn es zu seiner Ehre dienet, daß wir dereinst wieder bei euch vereinigt sein können; denn daß es möglich sei,

glaube ich auch jetzt noch. Der eingetretene Wechsel wird nicht lange andauern, und bald wird Gott diese Verbesserer in ihren eigenen Anschlägen zu schanden machen."

In London angekommen fand Laske überall, besonders auch bei dem Erzbischofe Cranmer von Canterbury die zuvorkommendste Aufnahme. Der Boden, auf welchem er hier bauen sollte, schien für die Durchführung seiner kirchlichen Pläne durchaus geeignet. Er hatte es mit lauter evangelisch gesinnten Fremdlingen zu thun, deren Glaube bereits in der Verfolgung geprüft und gestärkt und deren Zahl, aus Deutschen, Wallonen und Franzosen gemischt, auf 3—4000 Seelen angewachsen war. Von diesen durfte er keine allzu starke Anhänglichkeit an alte Formen, keinen Widerstand gegen seine apostolischen Einrichtungen besorgen. Seiner Festigkeit gelang es auch, ein königliches Patent zu erwirken, wodurch ihnen große Rechte und Freiheiten in bezug auf Selbstregierung und Anordnung ihres Gottesdienstes gewährt wurden. Mit dem anglikanischen Prunk der Gewänder namentlich konnte sich Laske durchaus nicht befreunden. Dies begünstigte die Wirksamkeit Laskes ganz besonders, da er hierdurch in den Stand gesetzt war, die Verhältnisse der Gemeinde durchaus und nach allen Seiten des kirchlichen Lebens in seinem Sinne zu ordnen. Dies that er denn auch redlich, wie aus der von ihm verfaßten trefflichen Kirchenordnung von 1550, die für die ganze reformierte Kirche in Niederdeutschland Muster und Grundlage wurde, im einzelnen zu ersehen ist.

Die Gemeinde bestand eigentlich aus dreien: einer französischen, einer deutsch-niederländischen und einer italienisch-wallonischen mit ihren besonderen Predigern. Neben den an der Gemeinde wirkenden Predigern setzte er Diakonen für die Armenpflege und Älteste für die Aufsicht, sowie auch Doktoren ein, deren Amt es war, in besonderen Wochengottesdiensten, in welchen alle Predigten der vergangenen Sonntage besprochen wurden, „über diese Predigten aus der Schrift vorzubringen, was zu besserem Verständnis und zur Erbauung der Gemeinde dienen könnte, damit die rechte apostolische Lehre in der Kirche erhalten und die Gewissen in der Gemeinde befestigt würden."

Laske selbst führte als Superintendent die Oberaufsicht über das Ganze und besorgte die allgemeinen Interessen desselben, während er zugleich als Doktor nicht anstand, lateinische Vorlesungen über das Neue Testament zu halten. Gleichzeitig hielt er auf strenge Kirchenzucht und entfernte aus dem Kultus alles, was nur entfernt an katholische Gebräuche erinnern konnte. So wurde das heilige Abendmahl z. B. von den Kommunikanten sitzend empfangen. Geistliche und Gemeindeglieder saßen zusammen an einem „säuberlich mit reinen Leinen gedeckten Tische.“ Zwar fehlte es auch hier nicht an unerfreulichen Erfahrungen, sittlichen Vergehen selbst von Geistlichen, theologischen Irrungen und Zwistigkeiten, allein dessenungeachtet ist diese in so kurzer Zeit zustande gebrachte, wohlgeordnete Schöpfung ein glänzendes Denkmal und Zeugnis, in welchem hohem Grade Laske christliche Einsicht und praktisches Geschick vereinigte und wie sehr er zu dem schwierigen Geschäfte der Kirchenleitung befähigt und berufen war.

Nicht lange sollte sich Laske hier am fremden Orte ungetrübten Familienglücks erfreuen. In den heißen, dumpfigen Sommertagen 1551 wütete in London die furchtbare Seuche des sogenannten „englischen Schweißes.“ Auch in die Familie unseres Freundes brach die unheimliche Krankheit ein. Zuerst wurde von ihr die Frau befallen, andern Tages Laske selbst. Man bangte um sein Leben. Er genas, seine Frau starb im August 1552 nach langen Leiden. Vier noch sorgfältiger Pflege bedürftige Kinder trauerten mit dem Vater. — Laske verheiratete sich am 29. Januar 1553 zum zweiten Male. Auch von dieser zweiten Frau kennen wir nur den Vornamen Katharina.

Am 6. Juli 1553 starb Eduard VI., 16 Jahre erst alt. „Der gottseligste Josias, unsere Hoffnung auf Erden ist tot“: diese schmerzbewegte Klage des Volkes konnte man vielfach am Sarge des Königs hören. Es war der schwerste Schlag, den die evangelische Kirche des Landes treffen konnte. Nachfolgerin auf dem Throne ward seine Halbschwester Maria, die „Katholische“, auch die „Blutige“ genannt, jetzt bereits 37 Jahre alt. Sie hatte ein freund-

loses, trübes, einsames Leben hinter sich und aus ihm nur die Aufgabe für ihre Regierung aufsteigen sehen, der römischen Kirche, ihrer Trösterin in mancher leidvollen Stunde, zu dem alten Rechte zu verhelfen. Alle Predigt und Schriftauslegung ohne besondere Erlaubnis wurde untersagt; die früheren, katholischen Bischöfe kamen aus Gefängnis oder Verbannung in ihre alten Sitze zurück; die Cranmer, Ridley, Latimer, Hooper wanderten in die leer gewordenen Zellen, gar bald dann auch in den Märtyrertod, mutvolle, glaubensstarke Blutzeugen des Evangeliums in England. Scharfe Gesetze trafen auch die Fremdlingsgemeinde, man könnte sagen in erster Linie. Ihre Kirche ward geschlossen, jedes Versammlungsrecht den Gemeindegliedern genommen. Laske entging der Gefängnishaft, doch er und seine Gemeinde erhielten den Befehl, das Land in kürzester Frist zu verlassen. 175 Gemeindeglieder, so plötzlich aus Handel und Wandel unbarmherzig herausgerissen, aber doch willig, lieber in der Fremde mit Weib und Kind das harte Brot der Verbannung zu essen, als am warmen häuslichen Herde ihres heiligen Glaubens nicht leben zu können, verließen in rauher, stürmischer Jahreszeit — unter ihnen Laske mit seiner Familie — am 17. September auf zwei dänischen Schiffen das „treulose“ England. Der noch zurückbleibende Teil der Gemeinde gab ihnen das Geleite die Themse hinab.

Lange noch, bis zur einbrechenden Nacht, stand unser Freund am Steuer und schaute nach der Küste, die allmählich vor seinen Blicken entchwand. Nun wieder einmal um seines Glaubens willen in der Fremde, in eine dunkle, ungewisse Zukunft verbannt! Das dritte Mal nun schon! Sein heißgeliebtes Polen hatte er vor 14 Jahren verlassen müssen, vor drei Jahren das Land, das ihm wie eine andere Heimat geworden, und nun auch England, in dem ihm ein so reiches und auch gesegnetes Feld der Thätigkeit geöffnet war. Ihm war wahrlich in schmerzlicher Weise der Spruch zu lernen gegeben, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, aber ungebrochen und glaubensfreudig hat er die zukünftige gesucht, unser lieber Verbannter. Wir hören keine Klage seinem Munde entschlüpfen,

sehen kein Zagen über den Mann kommen, als er auf Weib und Kind und die große Flüchtlingschar hinblickte, sie alle mittellos, unwissend, was der nächste Tag ihnen bringen werde, und von ihm erwartend, was Gott ihnen senden möge.

Unsere armen Reisenden sind tüchtig von Wind und Wetter herumgeworfen worden. Bis zum 4. Oktober konnten die Schiffe ihren Kurs gegenseitig in Sicht inne halten, dann aber trieb sie der Sturm auseinander; das kleinere Schiff landete am 13. Oktober in Helsingör, das andere wurde an die norwegische Küste getrieben. Sechs von den Reisenden wollten sich nicht mehr dem Meere anvertrauen; sie wanderten landeinwärts, der Landessprache unkundig, aller Unbill des Wetters ausgesetzt, und langten erst nach einem halben Jahre in Kopenhagen an. Das Schiff segelte bei günstigem Winde am 13. Oktober wieder weiter in den sturmreichen Kattegat und wurde wiederum jetzt an den schwedischen Strand geworfen. Hier lag das Schiff zehn Tage vor Anker; Laszki und seine Freunde Mikronius und Utenhove verließen die Reisegefährten und eilten auf anderem Wege voraus, den Heimgesuchten Herberge in Dänemark zu bereiten. Am 29. Oktober erreichten sie Helsingör, ein paar Tage später lief auch das Schiff im schützenden Hafen ein.

Die Flüchtlinge glaubten sich am Ziel ihrer Mühsal und Leiden und waren doch nur erst am Anfang; viel bitterer als das salzige Meerwasser war der Trank, den die Glaubensgenossen in Dänemark den armen Verbannten boten. Laszki eilte nach Kopenhagen, um eine freundlichere Behandlung vom Könige zu erbitten. Umsonst! Erst mußte er in der Kirche eine Strafpredigt wider „Sakramentirer“ mit anhören, dann wurde er zwar vom Könige gnädig empfangen, ihm und seiner Familie Schutz und Aufenthalt gestattet, die andern jedoch davon ausgeschlossen. Selbstredend machte Laszki hiervon keinen Gebrauch.

Am 3. November war die Flüchtlingsgemeinde in Kopenhagen gelandet, freundlich und teilnahmvoll von der Bevölkerung aufgenommen. Es wurde den Handwerkern unter ihnen gestattet, ihrem Erwerbe nachzugehen. Wie

waren die Leute nach der schweren Seefahrt so dankbar froh und hoffnungsvoll! Aber das änderte sich sehr bald. Am 8. Dezember kam der königliche Befehl, alle aus Dänemark zu vertreiben, die sich nicht völlig den Satzungen und Ordnungen der Landeskirche unterwürfen. Von einem nur, einem Schuster, dessen Frau vor der Seereise bangte, geht die Rede, daß er den Eid geleistet und damit sich das Recht des Bleibens erkaufte. Alle die übrigen zogen die Verfolgung dem vor, etwas wider ihr Gewissen zu thun.

Es war ein klägliches Schauspiel, den Jammer der armen Leute zu sehen und wie sie um Aufschub baten, zunächst um zwei Monate. Sie hatten ihre Wohnungen bis zum Frühjahr vorausbezahlt, hatten bereits Anschaffungen zu häuslicher Niederlassung gemacht. Dann baten sie um einen Monat Frist, sie wollten zu Lande nach Deutschland pilgern; um vierzehn Tage, die Kälte sei ja so groß, nirgends werde man einen so starken Haufen armseliger Leute aufnehmen wollen; was solle denn aus den armen Kindern, aus den kranken Alten werden? Aber auch diese Frist wurde nicht gewährt. Binnen drei Tagen sollten sie sich einschiffen; nur 13 Personen, einem kranken Manne und vier Frauen, die in den nächsten Tagen ihrer Stunde entgegensahen, nebst ihren Kindern wurde Asylrecht für einige Zeit noch gewährt. Mit vieler Mühe fanden sich drei Schiffer bereit, die Verbannten nach Rostock, Wismar und Lübeck zu bringen. In tiefem Schneegestöber, während im Hafen schon die Eisschollen herumtrieben, fand die Einschiffung statt. Rührend war es, als die Rähne mitten im dichten Schneegestöber und zwischen den Eisschollen durch die Leute nach den Schiffen draußen auf der Rhede brachten, die Kinder den Lieblingspsalm (Psalm 2) ihres Superintendenten zu singen anhoben und alle, die schon auf dem Schiffe waren, in den feierlichen Gesang mit einstimmten. Am 18. Dezember konnten endlich die Anker gelichtet werden. — Der Wind war günstig; am zweiten Tage schon trat die deutsche Küste in Sicht. Das eine Schiff lief in Warnemünde ein; der dortige Bogt nimmt die Unglücklichen, halb Erfrorenen freundlich auf, auf Befehl von Rostock aber muß er sie nach einer Woche

austreiben. Dorthin, in die alte Universitätsstadt, wenden sich die Verwiesenen; aber auch da werden sie am 12. Januar fortgetrieben, und wieder geht es in Wind und Wetter, in Schnee und Kälte über die Landstraße nach Wismar, der blühenden Hansestadt. Dort stießen sie auf einen andern Teil ihrer Leidensgenossen. Der Anblick war denn doch zu bejammernswert, als daß die Obrigkeit ihnen nicht eine, wenn auch nur kurze Rast hätte bewilligen sollen. Am 26. Februar erhielten die Flüchtlinge jedoch die Weisung, binnen vier Tagen das Weichbild der Stadt zu verlassen. Die Unglücklichen lenkten ihre Schritte nach Hamburg. Auch hier wurden sie am 24. März samt und sonders vertrieben. Am 26. März fanden endlich die überall Verwiesenen auf der Elbe unterhalb der Stadt ein Schiff, das sie nach Ostfriesland brachte. Nun hatte ihr Leid ein Ende. Was waren das für sechs Monate gewesen! Wahrlich unglaublich auch heute noch allen denen, die Kunde von dieser Irr- und Wirrfahrt erhalten. Wie ein Gedicht hört sie sich an. Und doch bezeugt Laszki vor Gott, daß die Erzählung wahr sei.

Nach dem Bericht über eine für die evangelische Kirche so schwere Zeit wenden wir uns nunmehr gern einer besseren zu; auf den harten Winter grausamer Unduldsamkeit sollte ein milder Frühling folgen.

Mit dem Rest der zerstreuten Herde in Emden angelangt, beeilte sich Laszki, dem Könige Christian III. von Dänemark die an den vertriebenen Christen begangene Sünde in einer sehr ernstern und würdevollen Zuschrift vorzuhalten; er forderte ihn unter anderem auf, „zu bedenken, wie schmäzlich er die Gemeinde unverdienter Weise, gegen die Lehre des Evangeliums und das Gebot der christlichen Liebe behandelt, und auf sein Gewissen zu achten, ob er es wohl nicht bloß vor der Welt, auch nicht vor seinen Beichtvätern, sondern vor seinem Herrn und Gott selbst im tiefsten Herzensgrunde rechtfertigen möge.“

Mit um so größerer Liebe kam man Laszki und seinen Leidensgenossen in Emden entgegen. Nicht ohne Grund; hatte er sich doch auch in der Entfernung seiner alten Gemeinde in jeder Beziehung treulich angenommen. In-

dessen bemerkte er bald, daß er in Emden ziemlich überflüssig sei. Seine Stellung in der Landeskirche hatten andere eingenommen; die anfängliche Gunst und der religiöse Eifer der Gräfin erkaltete immer mehr; die Verdächtigungen des Hofes von Brabant erneuerten sich, und die maßlosen Angriffe von lutherischer Seite, worin besonders der Hamburger Pastor Joachim Westphal sich auszeichnete, blieben, obschon Laskei dagegen nicht schwieg, doch nicht ohne Wirkung. Auch durfte er auf grund der ihm zugegangenen Nachrichten aus Polen hoffen, bald in seine Heimat zurückkehren und dem Evangelium daselbst wesentliche Dienste leisten zu können. Er verließ daher Emden noch vor Ablauf eines Jahres zur Betrübniß und unter Segenswünschen der Gemeinde und begab sich zunächst nach Frankfurt am Main, woselbst neben den Trümmern der Londoner Fremden-gemeinde bald noch viele englische und schottische Flüchtlinge, unter anderen Johann Knor, Herberge gefunden hatten. Leitend und ordnend griff Laskei in die schwierigen Verhältnisse ein. Anfangs gewährte ihm der Rat Glaubensfreiheit, Schutz und eigene Kirchen. Bald aber brachen ernste Streitigkeiten innerhalb der Gemeinde aus. Der Augsburgerische Religionsfriede erkannte nur die Augsburgerischen Konfessionsverwandten an, und so forderte der Rat, unter dem Einfluß der lutherischen Prediger stehend, die Fremden zum Anschluß an dieses Bekenntniß auf. Laskei war um so weniger abgeneigt, dieser Aufforderung zu genügen, als er stets die Trennung der beiden evangelischen Kirchen beklagt und sie auch durch die Lehrunterschiede, besonders über das heilige Abendmahl, nicht für gerechtfertigt gehalten hatte. Von jeher hatte er sich auch bestrebt, den Eifer seiner Schweizerfreunde im Streite mit Luther zu mäßigen, ja sie nach dessen Tode zu einer öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste zu bewegen, was am ersten, wie er hoffte, zu einer Verständigung den Weg bahnen würde. Auch jetzt nahm er daher keinen Anstand, eine Erklärung über das heilige Abendmahl abzugeben, die sich ziemlich wörtlich an die (veränderte) Augsburgerische Konfession anschloß und die auch von dem damals in Frankfurt anwesenden Calvin mit geringer Änderung ge-

billigt wurde. Gleichwohl erhoben sich Zweifel, ob denn auch der Sinn übereinstimme, und theils um dieselben zu heben, zumal ihm aus Polen geschrieben wurde, der König verlange, daß er sich über seine Zustimmung zur Augsburgerischen Confession genügend ausweise, bevor er zurückkehre, — theils um eine Zusammenkunft lutherischer und reformirter Theologen zum Zweck der Vereinigung zu stande zu bringen, bereiste Laskei im Sommer 1556 die Pfalz und Württemberg. Allein das von ihm veranlaßte Colloquium zu Stuttgart, an welchem lutherischerseits Johann Brenz teilnahm, hatte, wie Laskeis Freunde vorhergesehen, keinen Erfolg.

Inzwischen wurden die Aufforderungen an Laskei, nach Polen zurückzukehren, immer dringender; mehr als vierzig Briefe der angesehensten Männer luden ihn ein, zu kommen, weil wichtige Dinge für das Evangelium bevorständen. Laskei wollte zwar erst den Ruf des Königs abwarten, allein zuletzt siegte doch das Zureden seiner Freunde, besonders der Schweizer. Um aber auch noch auf der Reise für seine Zwecke thätig zu sein, nahm er seinen Weg über Rassel und Wittenberg; dort wurde er vom Landgrafen überaus gnädig und günstig, hier von der Universität auf das ehrenvollste aufgenommen. Melanchthon empfing ihn wie einen alten, lieben Hausfreund und gab seine volle Zustimmung zu Laskeis Schrift vom Abendmahl, sowie zu einer vorgeschlagenen Zusammenkunft; nur müsse sie nicht von den Fürsten, sondern von den gemäßigten Theologen beider Teile ausgehen und der Schreier wegen in aller Stille betrieben werden. Dagegen widerrieth er ihm die Reise zum Kurfürsten nach Dresden. Mit Zeugnissen und Briefen von Melanchthon an den König und den vermögenden Fürsten Radziwill versehen, eilte nun Laskei nach Polen und langte, nachdem er während eines Krankheitsanfalles in Breslau den Schweizern vom Erfolg seiner Reise Nachricht gegeben und ihnen das Friedenswort noch ans Herz gelegt hatte, den 1. Dezember 1556 mit seinem treuen Gefährten Johann Utenhove an der Grenze seines Vaterlandes an.

Vor achtzehn Jahren, damals in der Vollkraft des Mannesalters, hatte Laszki an der gleichen Grenze gestanden, entschlossenen Mutes, alles dahinten zu lassen und in das Land zu gehen, was ihm sein Herr zeigen wird. Ernsten, frommen Sinnes ist er der Weisung gefolgt; es war ein schwerer, dornenvoller Weg. Aber der treue Jünger sah nicht auf den Weg, nur auf seinen Meister, seinen Herrn Christum. Als unserem angehenden Kirchenfürsten das Opfer klar geworden, das sein Herr und Meister in der Nachfolge von ihm forderte, da hat er freudig und willig alles ihm zu Füßen gelegt und ist auch freudig und willig geblieben, als er auch ihm, wie einst dem großen Heidenapostel, in langen, drangsalsvollen Jahren zeigte, wieviel er um seines Namens willen leiden müsse.

Aber auch gesegnet und reich gesegnet hatte der Herr seinen Knecht in den Landen, dahin er ihn gewiesen. Nicht mit irdischem Gute, in anderer Weise vielmehr. Der Herr hatte ihn sich zu einem auserwählten Rüstzeug erkoren, der seinen Namen vor hoch und niedrig, vor groß und klein trug. Er ist auf viel Widerstand gestoßen; aber auf die Dauer konnte auch der Gegner ihm die Achtung nicht versagen. Auch seine warme Vaterlandsliebe war verklärt worden in die schöne Klarheit des Suchens der ewigen Heimat. Nicht sein Polen war ihm das erste, nur die Ausbreitung des Reiches Gottes. Das heilige Ziel gab ihm die Weite des Blickes und des Herzens, die ihn so hoch stellt unter seinen Zeitgenossen. Den Friesen erschien er wie ein Frieser, den Engländern wie ein Engländer; er war eben überall der Christ, dem alles gehört, der aber sich selbst als Christi Eigentum weiß.

Arm stand Laszki an der Grenze seiner Heimat, so arm wie damals, als er sie um seines Herrn willen verlassen hatte. Seine Frau und die kleinen Kinder nebst den Töchtern aus erster Ehe waren zunächst noch in Frankfurt zurückgeblieben, bis der Vater für sie eine Stätte des Wohnens in Polen gefunden haben würde. Die ältesten Söhne waren zerstreut in verschiedenen befreundeten Häusern untergebracht. So recht das schwere Leben einer Familie

in der Verbannung! Und bei jedem Schritte werden wir daran gemahnt, mit wie siechem Körper Laszki von der Wahlstätte seiner aufreibenden Arbeit heimkehrte. Allmonatlich trat in heftigeren oder geringeren Anfällen sein Fieber auf; dazu die alten Leiden, die ihn schon in seiner Jugend gequält: wahrlich, ein schwerer Pfahl in seinem Fleische. Aber darüber klagt er nicht. Er hat mit dem großen Apostel gelernt, sich an der Gnade des Herrn genügen zu lassen und in dieser hohen Schule erfahren, daß Christi Kraft in dem Schwachen mächtig ist.

III. Johannes Laszki als Protestant in seinem Vaterlande.

Wieder daheim! Am 8. Dezember 1556 traf Laszki in Balisch, einem in der Nähe Krakaus gelegenen Schlosse, ein, wo ihn die Häupter der evangelischen Bewegung, unter ihnen seine nächsten Verwandten, herzlich begrüßten. Er kehrte fast als Greis heim, trotzdem nicht arbeitsmüde, vielmehr von der ganzen Schaffenslust eines jungen Mannes beseelt, der eben erst in die Wettkampfbahn eintritt. Es ruht etwas von einer ewigen Jugend in den ernstesten, gefurchten Zügen, in den tiefen, feurigen Augen. Aber der lange Bart, der dem Heimkehrenden auf die Brust fällt, ist schneeweiß, — ein beredter Zeuge, daß die besten Mannesjahre und ihre Kraft in schwerer Arbeit aufgebraucht sind. Und dazu kommt, daß in der langen Zwischenzeit auch Land und Leute daheim einen Wechsel und Wandel durchgemacht, in den sich einzuleben dem alten Manne schwer fallen muß. Es ist ein schmerzliches Verhängnis für Polen und die Ausbreitung des Evangeliums in dem Lande, daß es so lange gezögert, einen seiner besten Söhne heimzurufen, der von Gott zum Reformator des Volkes auserwählt und zugerüstet war. In der Schlichtung der bereits etwas zerfahrenen Verhältnisse zehrte sich ihm rasch der Rest der Lebenskraft auf, und er mußte von der Wahlstätte für

immer abtreten, ehe er noch seine Streitkräfte geordnet und den ernstesten Waffengang wider den machtvoll sich ermannenden Gegner gethan hatte.

Sofort suchte Laszki auf den König zu wirken. Der Brief, welchen er am 28. Dezember von Balisch aus zu diesem Zwecke an ihn schrieb, ist uns noch erhalten. Er lautet: „Allerdurchlauchtigster König, ich besorge, daß ein schweres Geschick Ew. Majestät und das ganze Land treffen wird, sofern das hier aufgegangene Licht der evangelischen Lehre unterdrückt oder mit Laueheit aufgenommen wird. Samuel spricht zu dem geplagten Israel: Wenn ihr euch von ganzem Herzen zum Herrn, eurem Gott, bekehren werdet, so thut die fremden Götter von euch, bereitet euer Herz dem Herrn und dienet ihm allein, so wird er euch von den Händen der Philister befreien. Wenn also Eure Majestät Ihrer und des Reiches wegen in Sorge stehen, so wenden Sie Sich nach dem Rat des heiligen Geistes zum Herrn und nicht mit geteiltem, sondern mit ganzem Herzen. Lassen Sie Sich doch, Allerdurchlauchtigster König, mit Ihren Großen bewegen, das zu thun, was der Herr gebietet. Thun Sie die fremden Götter aus dem Reich. Sie dienen Gott allein damit, daß Sie den rechten und wahren Gottesdienst herstellen. Wenn Sie das thun, so wird Gott Eure Majestät und das Reich von den Philistern dieser Welt erlösen; wenn Sie Sich aber hierzu nicht entschließen, so steht zu besorgen, daß Sie Sich und Ihrem Reiche von eben daher den Untergang bereiten werden, von wannen Sie Befreiung hoffen.“ Eine selten-schöne Blüte reiner, lauterer Reformationsgesinnung!

Allein sein Bemühen war vergeblich; es kam in dem Könige zu keinem Entschlusse. Sigismund II. August, der letzte der Jagellonen, saß bereits seit 1548 auf dem polnischen Throne. Schwach von Charakter — so daß man ihn nicht mit Unrecht den König des morgenden Tages genannt hat — sah er die Fortschritte der Reformation in seinem Reiche persönlich nicht ungern, durfte sich aber nie öffentlich für sie entscheiden. Dagegen begünstigte ein großer Teil des mächtigen Adels die evan-

gelische Predigt offen und ungescheut, manchmal mehr aus Eifersucht wider den Klerus als aus eigener Überzeugung, und viele unterhielten evangelische Prediger auf ihren sehr ausgedehnten Gütern. Von dieser Adelspartei, an deren Spitze der besonders in Lithauen hoch angesehene und mächtige Fürst Nikolaus Radziwiłł, genannt der Schwarze (Czerny), und andere der ersten Magnaten standen, war Laszki's Berufung ausgegangen; letzterer hatte auch schon früher jede Gelegenheit benutzt, um die Sache des Evangeliums in Polen zu fördern, hatte z. B. den Prediger des Königs, Laurentius Prasnicki, zum Bleiben und Aus-harren am Hofe ermuntert, dem Könige seine Schrift über die Verfassung der Fremden-gemeinde in London zugeeignet, ihn sowie den Reichsrat und die weltlichen Mitglieder des Reichstages zum Achten auf die Fingerzeige und Heim-suchungen Gottes, zur ungesäumten Vornahme einer ge-regelten Kirchenverbesserung aufgefordert. Kein Wunder also, daß seine Ankunft die katholische Partei und besonders die Bischöfe, deren einer ihn geradezu ihren künftigen Henker nannte, in Furcht und Bewegung versetzte. Ver-eint mit dem päpstlichen Legaten Lipomani drangen sie mit der Forderung in den König, dem Kexer und Auf-ruhrstifter keinen Aufenthalt im Reiche zu gestatten. Der König ließ sich jedoch eines besseren berichten, und Laszki wußte sich schriftlich so gut zu rechtfertigen und seine An-kläger ins gehörige Licht zu stellen, daß er unangefochten und wenigstens stillschweigend geduldet blieb. Bald über-nahm er neben Felix Cruciger als Superintendent die Leitung der evangelischen Kirche in Kleinpolen. In dieser Stellung suchte er, den Verhältnissen Rechnung tragend, nicht sofort seine kirchlichen Ideen in ihrer Strenge durch-zuführen; sein Bestreben war vielmehr auch hier, theils die zerstreuten Glieder und Gemeinden in ein Ganzes zu sammeln, zu ordnen und zu organisieren, theils die ver-schiedenen protestantischen Parteien und Richtungen zu ver-einbaren, wie es so eben erst (1555) zwischen den Refor-mierten und den böhmischen Brüdern in Großpolen ge-schehen war. Wenn auch Laszki's Bemühungen, eine Ver-

einigung zwischen beiden Kirchen herbeizuführen, zunächst keinen Erfolg hatten, so bereiteten sie doch den Boden für jenen Vergleich, der zehn Jahre später in Sendomir vollzogen wurde. Seinem Einfluß war es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die evangelische Kirche Kleinpolens, welche in ihrem Entstehen das lutherische Gepräge an sich getragen, aber seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr dem schweizerischen Bekenntnis zuneigte, sich schließlich öffentlich zu demselben bekannte.

Eine weitere Arbeit, die Laszki anbahnte, war die Übertragung der heiligen Schrift in die polnische Sprache. Im Druck ist sie allerdings erst 1563 nach Laszki's Tode erschienen. Der Fürst Radziwill ließ sie in großherziger Freigebigkeit ganz auf seine eigenen Kosten drucken.

Mit Eifer ließ sich Laszki auch die Gründung tüchtiger evangelischer Schulen anlegen sein, unter denen die zu Pinczow die Hauptschule blieb. Häufige Reisen zu Visitationen oder Synodalzwecken traten zu alledem hinzu.

Das letzte Jahr seines Lebens scheint eine ununterbrochene Zeit schwerster körperlicher Leiden gewesen zu sein. Und doch war er dabei rastlos auf dem Plane. Oftmals baten die Freunde, daß er sich doch schonen möchte, auch im Hinblick auf die reiche Kinderschar, die ihn unversorgt umstand und der er keine irdischen Mittel hinterlassen konnte; aber nichts vermochte seinen Thatendrang im heiligen Dienste seines Herrn zu hemmen. Den liebevollen Mahnungen setzte er das schöne Heldenwort eines wahrhaft evangelischen Streiters entgegen: „Daß ich lebe, ist nicht nötig, sehr nötig aber, daß ich der Kirche Christi beistehe. Mein Herr Christus hat mich nicht zur Ruhe und zur Erheiterung berufen, vielmehr zur Arbeit und zum Kreuz. Das ist mein Leben, ganz gewiß zu wissen, daß ich meinem Herrn und seiner Gemeinde diene.“ Bei solcher Gesinnung geschah es denn oft, daß die Freunde, die ihn zu trösten gekommen waren, selber getröstet das Schmerzlager verließen, wenn sie den Leidenden so ungebrochenen Geistes über die Ergebung in den Willen Gottes reden hörten. Es muß um die Weihnachtszeit gewesen sein,

daß das alte, schwere Unterleibsleiden einen drohenderen Charakter annahm und den Gedanken an das Nahen des Todes in der Umgebung weckte. Die Evangelischen standen unter dem Banne des gewaltigen Verlustes, der die Kirche so bald schon treffen werde, und die Überzeugung davon preßte den schmergebeugten Männern Thränen aus. Laske verwies den Ältesten das Weinen: „Lasset euer Weinen, ich bitte euch, oder wenn ihr nun einmal zu klagen beschloßten, so lasset nicht das Leid des einzelnen, das nichts ist, die Ursache sein, sondern richtet eure Klage auf das allgemeine Leid der Kirche.“ Die Schmerzen steigerten sich von Tag zu Tag. Am 7. Januar 1560 war der Zustand bereits hoffnungslos. Sein Freund, der Schloßherr von Pinczow, Olesnitzki, mit seiner Gemahlin umstanden das Sterbebett. Da hat unser Freund in den kargen, schmerzfreien Augenblicken viel noch über den Zustand der Kirche verhandelt; in warmen, frommen Gebeten empfahl er die so arg gefährdete dem Schutze des allmächtigen Gottes. Mit einbrechender Nacht steigerte sich das Leid, schlaflos brachte er sie auf dem Schmerzenslager hin; die zahlreich versammelten Freunde bemerkten, wie seine Seele im Gebete rang. Oft rief er auch Gott mit lauter Stimme an, zur Bewunderung der Umstehenden in deutscher Sprache; in ihr war er gewohnt, mit seiner treuen Lebensgefährtin zu beten. Gegen Morgen trat ein Verfall der sinkenden Kräfte ein; die Organe verweigerten ihren Dienst. Der deutsche Ruf: „Mein Herr und mein Gott!“ entrang sich noch ein paarmal den sterbensmüden Lippen. Dann versagte auch die Stimme. Ganz ruhig lag er da, als ob er schlief. Die Schüler, die Professoren, viele guten Leute, mit der Familie vereint, erwarteten den letzten Atemzug. Um fünf Uhr ist es gewesen, am 8. Januar 1560, als die Winter Sonne hinter dem Schlosse verschwand, daß unser Freund im 61. Jahre seines Alters seine treue, fromme Seele aushauchte und, wie ein Augenzeuge berichtet, „aus diesem sorgenschweren Leben in die himmlische Heimat übersiedelte.“ Nur drei Monate später folgte ihm sein Freund Melancthon.

Zwischen Tod und Beisetzung der irdischen Hülle in der Gruft verstrichen drei Wochen. Ein so langer Zeitraum war wohl nötig, die Trauernachricht in die einsamen Schlösser, nach den fernegelegenen Pastoraten gelangen zu lassen und die Geladenen in Pinczow zu erwarten. Am 29. Januar waren 16 Geistliche und 20 Glieder aus dem Adel Polens zur Leichenfeier versammelt, edle Männergestalten, die treu zur evangelischen Kirche standen und deren schmerzliche Züge verrieten, daß sie den Schlag fühlten, der die heimische Kirche mit dem Hingange von „Vater Laszki“ betroffen. Die Leiche wurde nach der Stadtkirche übergeführt und dort an der Stätte, wo der Hochaltar gestanden, beigesetzt. Die Kirche ist seitdem längst wieder in den Besitz der Katholiken übergegangen, und keine Spur verrät jetzt den Ort, wo einer der größten Polen zur letzten Ruhe gebettet ist. Die erste Rede bei der Feier hielt Jacobus Sylvius, der als der erste in Pinczow 1550 das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus ausgeteilt, ein wackerer, treuer Mann, innig befreundet dem Heimgegangenen. Die noch erhaltene Rede zeugt für seine warme, bewundernde Anhänglichkeit an Laszki. Sylvius rühmt an dem Entschlafenen eine gewisse Majestät der äußeren Erscheinung, eine wahrhaft königliche Gestalt, seine, harmonische Züge, starke Körperkraft, die nur durch fortwährende Sorgen und Arbeiten und Mühsal bei Tag und Nacht frühzeitig untergraben wurde. Schonung seiner selbst habe er nicht gekannt, wo es galt, dem Vaterlande und der Kirche zu dienen. Mit diesen äußeren Vorzügen verbunden sich seine hervorragenden Geistesgaben: tiefgehende Gelehrsamkeit mit gleichem Maße von Klugheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit. Dazu sein tapferer Mut, die Kraft seines unüberwindlichen Herzens, seine Seelengröße und wie sein ganzes Verlangen einzig und allein auf Christum gerichtet war. Sein Wesen glich immer einem stille dahineilenden Flusse; mild, sanftmütig, maßvoll war überall sein Verhalten; liebenswürdig, freundlich im Umgange auch mit den Niedrigsten. Sein Haus stand allen offen. Lauter, einfach, harmlos und zum Verzeihen geneigt,

wußte er nichts von Argwohn, Mißtrauen, ein Mann echter, großherziger Gesinnung. — Dieser polnischen Rede reihten sich zwei lateinische an. Die letzte Ansprache, nun wieder polnisch, hielt der Superintendent Cruciger.

Der Eintrag im Synodalprotokoll lautet: „Der ehrwürdige und hochberühmte Mann, Johannes a Lasco, ein Mann Gottes und die Zierde unseres Vaterlandes, hat am 8. Januar 1560 die Seele in die Hände seines Gottes zurückgegeben. Nachdem er durch Gottes Offenbarung das gottlose Papsttum und den abgöttischen Priesterdienst dahintengelassen, ist er in viele Länder gepilgert, da, wo es ihm in der Gemeinde der Gläubigen gestattet war, in wahren Glauben und gutem Gewissen Gott den Vater in Jesu Christo durch den heiligen Geist zu preisen. Als er schon Greis geworden, nicht den Jahren nach, aber durch seine Anstrengungen für die Kirche, kehrte er aus England nach Polen zurück, sobald er nur erfuhr, daß in seinem Vaterlande das Licht der evangelischen Lehre aufgehe, um, wenn er könne, mitzuwirken, den Ruhm Gottes hier zu fördern. Und das hat er auch gethan und hat unablässig sein Amt vor den Königen und seinen Mächtigen geführt. Zuletzt, nach Ablauf von drei Jahren nach seiner Rückkehr ins Vaterland, ist er glücklich in seinem Herrn aus dem Tode zum Leben emporgehoben worden. Du aber, allgütiger Vater, ersetze nach deiner unendlichen Barmherzigkeit unserem Vaterlande diesen einen Lascki durch hundert solche Männer, die in väterlicher Gunst danach trachten, dein Reich in unserem Vaterlande zu fördern. Amen.“

Ein Held in Israel war gefallen. Weithin drang die Schmerzenskunde; noch nach Monaten bezeugen spät einlaufende Briefe, wie auch an den fernsten Vorposten der evangelischen Kirche der Verlust, der die ganze Kirche getroffen, bitter empfunden wurde. Die Feinde brachten das Märchen auf, als ob ein Gotteszeichen an der Leiche zutage getreten, die Lippen des Verstorbenen seien zusammengewachsen. Das Märchen scheint Glauben unter den Leuten gefunden zu haben, die dem Toten auch äußerlich von Gott angethan sein lassen wollten, was sie dem

Lebenden nicht vermocht: den Mund zu schließen. Die Synode hielt es für nötig, die Gruft noch einmal zu öffnen und damit das thörichte Gerede zum Schweigen zu bringen. Jener Leute Erben sind dann die Jesuiten geworden, und diese waren in ihrem Bemühen erfolgreicher. In jahrzehntelanger Arbeit haben sie ein so festes Schloß um den frommen Mund geschmiedet, daß kein Wort, das diesen evangelischen Lippen einst mit so wunderbarer, überzeugungsvoller Kraft entströmte, unter dem Volke mehr verlautet und Polen keine Ahnung davon hat, welch' eine Prophetengestalt Gott ihm in jenen Glanztagen seiner Geschichte erwecket. Spurlos fast ist dieser Held an dem Leben seines so treu geliebten Volkes vorübergezogen; treuere und dankbarere Hände aus fremden Landen haben seine Werke gesammelt, seine Schriften zu einem bleibenden Denkmal zusammengestellt. Ein fast tragischer Ausgang eines polnischen Glaubenshelden, vielbedeutsam und wie ein Schlüssel zum Verständnis des verhängnisvollen Ausganges dieses Volkes. Die Stimme aus Rom klang ihm süßer als das polnische Manneswort, das aus der Tiefe des Wortes Gottes geschöpft war.

Über Laszki Wirken in Polen sind die Nachrichten außerordentlich dürftig. Sein Volk hat die Quellen zum Teil absichtlich verschüttet. Auch war hier sein Werk nicht von dauerndem Bestand, vielmehr ist die reformierte, wie die evangelische Kirche überhaupt, durch den unheilvollen Einfluß der Jesuiten unter den Polen allmählich verfallen; doch sind auch die schweren Geschehnisse nicht unerfüllt geblieben, welche Laszki seinen Landsleuten verkündet hatte, „wenn sie das angebrochene Licht der evangelischen Lehre zurückstießen oder nur lau aufnahmen.“ Sein Tod raubte der evangelischen Kirche Polens den einzigen Mann, welcher durch seinen Charakter, sein Ansehen, seine durch Erfahrung gereifte Weisheit die auseinander strebenden Richtungen hätte zusammenhalten, dem polnischen Erbübel, der Zwietracht, hätte wehren können, die späterhin ihre Unterdrückung herbeiführte.

Hat aber auch das Wirken Laszki im eigenen Vater-

lande nur wenige, kaum noch erkennbare Spuren zurückgelassen — die reformierte Kirche in Ostfriesland und die aus der Fremdegemeinde hervorgegangene am Niederrhein und in Westfalen, — sie sind unvergängliche Denksäulen, welche von seiner ernstesten Arbeit und treuen Liebe zum Herrn Zeugnis geben.

Vaski erscheint uns als ein von Hause aus kräftiger, gediegener, echt adeliger Charakter, durch das Evangelium noch geläutert und veredelt, durch schwere Lebenserfahrungen geprüft und durchgebildet. In seinem Privatleben sehen wir ihn schlicht, einfach, genügsam, über jeden Eigennuß hoch erhaben. Beim Verluste eines großen Theiles seines Vermögens entschlüpft ihm nicht die leiseste Klage; seinem Freunde Hardenberg stellt er wiederholt seine ganze Kasse zu unbedingter Verfügung und schreibt ihm scherzhaft: „Wirst du einmal reich, so kannst du mirs wiedergeben.“ Wie er allen, auch den Geringsten und Fremdesten, nach Kräften diente, so schämte er sich hinwiederum keineswegs, im Notfalle von seiner Gemeinde Unterstützung anzunehmen; wohl aber verweigerte er einmal die Annahme eines Geschenkes von unbekannter Hand, weil er mutmaßte, es komme von der Gräfin Anna, die sich dadurch mit ihrem Gewissen abfinden wolle. Seine Frömmigkeit war weniger gefühlig und beschaulich, als vielmehr klar, praktisch, ins Leben ein- und durchgreifend. Gottes Wort über alles, galt ihm als Grundsatz; dem beugte er sich unbedingt, dem sollte sich aber auch, soweit sein Wirken reichte, alles beugen. Seine Friedensbestrebungen hatten daher auch nicht in einer Gleichgültigkeit gegen die Lehre ihre Quelle, — er wußte vielmehr seine Überzeugung, wo es not that, sehr wohl, obschon mit Mäßigung und Würde zu vertreten — sondern in der Milde seines Charakters, in der praktischen Richtung seines Geistes, in dem großartigen, durch die Schule der Staatsgeschäfte gewonnenen Überblick über die Verhältnisse, der ihn lehrte, daß, so lange noch die Fortdauer der evangelischen Gesamtkirche auf dem Spiele stände, alle, die im Glaubensgrunde eins wären, auch vereinigt dastehen sollten. Am ehrwürdigsten aber erscheint uns Vaski in